

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben

von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XXVIII. Jahrgang.

Heft 4.

Jänner 1906.

Die österreichische Expedition nach Kaffa.

Nach den Mitteilungen des Expeditionsmitgliedes Friedrich J. Bieber.

Im Anschlusse an die im Jänner 1905 seitens Österreich-Ungarns nach Äthiopien — oder Abessinien — entsendete k. u. k. Mission haben zwei Mitglieder dieser Gesandtschaft, der bekannte Sportsmann und Sammler Alphons Freiherr v. Mylius und der Abessinienforscher Friedrich J. Bieber, eine Forschungsreise durch Südäthiopien unternommen. Das Ziel dieser Reise war das sagenhafte Kaiserreich Kaffa, die Urheimat des Kaffeebaumes.

Einer der beiden Forscher, Ministerialoffizial Bieber, der seit Jahren bemüht ist, engere Beziehungen zwischen Äthiopien und unserer Monarchie anzubahnen, und diesmal schon zum dritten Male in Äthiopien weilte, ist vor kurzem heimgekehrt. Wir sind in der Lage, über diese Expedition, welche die wirtschaftliche Ausbeutung der reichen Südprowinzen Äthopiens für unseren Export vorbereitete, die folgenden, uns von Offizial Bieber überlassenen interessanten Mitteilungen zu machen.

Kaiser Menelik bezugte lebhaftes Interesse an den Zielen dieser Expedition. Er erteilte nicht nur die Erlaubnis zur Reise in das bisher Europäern verschlossen gewesene Gallaland und nach Kaffa, sondern gab auch Mylius die Erlaubnis, einen Elefanten zu schießen. Geschenke an die Teilsfürsten, und zwar an Ras Wolde Giorgis, den Statthalter von Kaffa und Kullo, an den Wotit, d. i. König, von Dschinma Abba Dschiffar und an Fitaurari Afte Giorgis, den Generalissimus des äthiopischen Heeres und Statthalter von Soddo und Amaja, sicherten uns die Verpflegung der Karawane durch den Dergo, d. i. den Tribut der Bevölkerung an durchreisende, unter kaiserlichem Schutze stehende Karawanen während der ganzen Reise.

Die Expedition selbst bestand außer Mylius und Bieber aus einem Maler, namens Senigow, einem Russen. In Kleidung und Lebenshaltung längst zum Abessinier geworden, fungierte er als Kwas-Schum, d. i. Karawanenchef. Vierzig Diener, unter welchen alle Stämme der Bevölkerung des ungeheueren äthiopischen Reiches vertreten waren — Amhara, Somal, Neger, Galla, Ometi, Kaffitscho — bildeten das eingeborene Personal. Jede der Gruppen, welche dasselbe, je nach der jedem einzelnen zugewiesenen Beschäftigung bildete, unterstand einem verantwort-

lichen Schum, d. i. Chef. So gab es einen Schum für die Elfin-Afškar, d. i. Zeltdiener, einen Wuotbiet-Schum oder Küchenchef, Schums der Manttiertreiber u.; ein Niemer sorgte für die Instandhaltung der Sättel und Emballagen. Diese der abessinischen Hierarchie nachgebildete Einteilung bewährte sich außerordentlich. Der ganze komplizierte Apparat funktionierte schließlich von selbst unter der Leitung der diversen Schums, welche im Verlaufe der Reise große Herren wurden, welche sich selbst Diener hielten und an Rafttagen in schneeweißer Schama durchs Lager stolzierten. Das umfangreiche Gepäck, unter anderem zwei Wohnzelte, ein Aderafsch, d. i. Empfangs- und Speiszelt, ein Küchenzelt und acht Mannschafstzelte, wurde durch 24 schoanische Manttiere befördert, welche während der Reise mehrfach ersetzt werden mußten, so daß schließlich von 60 gekauften Manttieren nur fünf wieder nach Adis Ababa zurückgebracht wurden. Sieben Reittiere, darunter drei Pferde und zwei vom Kaiser Menelik den Herren zum Geschenke gemachte Manttiere bildeten den Marstall der Expedition.

Am 19. April 1905 brach die Expedition von Adis Ababa auf, um durch unabsehbare Grasebenen, am Furberg vorbei, über den Oberlauf des Hawaschstromes nach dem Soddolande vorzudringen. Soddo ist ein anmutiges Bergland, von einem fleißigen Bauernvolke bewohnt und reich an Rindvieh. Als Grenzmark des altäthiopischen Reiches war es im Mittelalter der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den christlichen Abessiniern und den Mohammedanern. Stumme Zeugen jener Glaubenskriege sind die Steine von Medreakapt an der Südgrenze des Landes. Es sind dies mächtige, mit Reliefdarstellungen von Schwertern und Kirchengesäßen bedeckte Monolithen. Nach der Meinung der Forscher befindet sich dort eine Nekropolis aus jenen Kämpfen oder ein Siegesdenkmal des Zara Jakob, des damaligen Herrschers von Äthiopien. An Stelle der semitischen Amhara sind hier längst, aber erst in unserer Zeit zu Christen gemachte Galla getreten, und so hat sich in der Bevölkerung selbst keinerlei Tradition über diese Steine erhalten.

Nach Überschreitung der vom Hawasch gegen Gurague streichenden Bergketten und der Durchquerung der ungeheueren, von dem gleichnamigen Gallastamme, einem Hirtenvolke, besiedelten Betscho-Ebene erreichte die Expedition anfangs Mai das fruchtbare Ländchen Amaja am Fuße der Berge von Tekurmeder. Hier feierte die Expedition das abessinische Osterfest mit. In Tekurmeder, auf dem 3110 Meter hohen Dschibattberg liegen inmitten eines Bambusdschungels die Ruinen einer altäthiopischen Stadt. Der Tradition nach war sie die erste der zahlreichen amharischen Niederlassungen, welche sich vor der Überflutung Nordostafrikas durch die Galla bis an den Gudscheb erstreckten, die dem Ansturm dieses Volkes erlag. Sagen von heimlichen Schätzen schlingen sich um die verwitterten Mauerreste, die nur der Bambuswald, welcher sie birgt, vor dem Verschwinden unter der siegreich alles überwuchernden tropischen Waldvegetation schützt.

In Nonno, einem ehemaligen Gallakönigreiche, waren die Forscher Gäste des Grasmatſch, d. i. Oberst des linken Flügels, Geda. Bei Zegen übersetzte die Expedition den Gibe — den Oberlauf des Omostromes — und zog dann nach Überschreiten der waldigen Botorberge durch das Tal des Gibe südwärts nach Simmu und Znarja.

In Kossa, der jetzigen Hauptstadt dieses fruchtbaren und gut bevölkerten Berglandes, erwartete der Oberstjägermeister des Ras Wolde Giorgis, der Grasmatſch Benti, die Expedition. Unter seiner Führung verfolgten die Reisenden durch 14 Tage eine Elefantenherde, das von dichten Wäldern erfüllte gebirgige Land

trog heftiger Tropenregen kreuz und quer durchziehend. Am Jagdtag selbst währte es 10 Stunden, ehe Nylius zum Schusse kam. Er brachte einen mächtigen Elefantenbullen zur Strecke. Bieber gelang es, Aufnahmen der aus dem Walde ausbrechenden Elefantenherde zu machen. Für die Mannschaft der Expedition war diese erfolgreiche Jagd Anlaß zu mehrere Tage dauernden Festen. Ist doch dortzulande das Erlegen eines Elefanten gleichwertig mit dem Töten von 40 „Feinden“! Schmausereien und Trinkgelage, bei welchen ganze Ochsen und ungläubliche Mengen von Lebsch, d. i. Honigwein, vertilgt wurden, wechselten mit kriegerischen Tänzen voll ungebändigter Wildheit.

Ende Mai erreichten die Forscher Dschimma-Kafa, die einzige der zahlreichen Gallamonarchien in dem Hochlande zwischen dem Blauen Nile und dem Godscheb, welche den erobernd das Gallaland in Besitz nehmenden Abessinern Stand gehalten hat.

In Mandera Ginscho, der Händlerstadt von Dschirren, der Hauptstadt des Landes und Residenz Abba Dschiffars, nahm die Expedition längeren Aufenthalt, um Menschen und Tieren nach den Mühen des Jagdzuges durch die Wälder von Fnarja eine Erholung zu gewähren. Die Reisenden waren hier Gäste des Moti Abba Dschiffar. Er ist nur dem Namen nach Kaiser Menelik tributär. Seine Residenz, auf der Kuppe eines Hügels gelegen, ist mit barbarischem Prunk ausgestattet. Mächtige Rundhütten dienen dem Könige und seinen Frauen als Wohnstätte, Audienzhallen, Werkstätten, Kasernen usw. erfüllen die weiten Höfe dieser afrikanischen Residenz, welche von früh bis abends von Soldaten, Bittstellern, Sklaven beiderlei Geschlechtes und Würdenträgern mit ihrem Gefolge erfüllt sind.

Der Umstand, daß das Volk mohammedanisch ist, hat seine Resistenz gegenüber dem alle fremden Volkselemente aufsaugenden Abessinertum befördert. Die Dschimma-Galla sind ein sehr tätiges Handelsvolk. Die Märkte Dschimmas gehören zu den wichtigsten Nordostafrikas. Ihre Warenkarawanen gehen bis an die afrikanische Ostküste und in die Negerländer. Das Land ist eine von waldbigen Hügelketten durchzogene und reich bewässerte Hochebene. Zahlreiche Straßen durchziehen es nach allen Richtungen und die netten, von wohlbestellten Äckern umgebenen Gehöfte bezeugen den Wohlstand des Volkes.

An materieller Kultur ist es den Amhara entschieden überlegen. Eigenartig ist die Tracht der Frauen. Sie besteht aus einem mit Lederzierat geschmückten Fellrock und einem buntgestickten kurzen Jäckchen. Den Kopf bedeckt eine kugelförmige Perücke, Gehänge aus Glasperlen schmücken Brust und Rücken, an den Ohren, am Oberarm und an den Fußgelenken tragen sie massiven Silberschmuck oder schwere Spangen aus Messing, Kupfer oder Zinn.

Mitte Juni erreichte die Expedition nach Überschreitung des Godscheb, wo auf Löwen gepircht wurde, endlich ihr Ziel, Anderatscha, die alte Hauptstadt Kassas.

Seit dem Mittelalter kehrte in den Berichten über Abessinien die Kunde von einem großen Kaiserreiche wieder, das fern im Süden an der Grenze des Nohrenlandes liegen sollte; Christen ohne Priester sollten sich dort seit den Ursprüngen des Christentums erhalten haben. Daneben berichteten die Historiographen von Menschenopfern und einer barbarischen Pracht, welche den einem Gotte gleich verehrten Herrscher umgeben sollte. Bis in unsere Tage kannte man von diesem sagenumwobenen Lande kaum mehr als den Namen Kassa. Es galt und gilt als die Urheimat des Kaffeebaumes. Von dort hatten arabische Kaufleute im fünfzehnten Jahrhundert, als die Kämpfe zwischen Christentum und

Islam Äthiopien und seine Nebenländer von der Küste abschlossen und den im Altertum so blühenden Handel zwischen dem Lande und den Küsten Arabiens vernichteten, unter tausend Gefahren die ersten Kaffeebäumchen nach Yemen gebracht, von wo die Pflanze und ihr köstliches Produkt den Siegeszug um die Welt begann.

Jahrhunderte hindurch hielten die Bewohner Kassas, die Kaffitscho, ihr Land gegen Fremde und zeitweilig sogar gegen ihre Nachbarn verschlossen. Nach langen und blutigen Kämpfen wurde Kassa 1897 von den stammverwandten Amhara erobert. Bis dahin war es keinem Europäer gelungen, das Land zu durchkreuzen.

Auch der deutsche Zoologe Oskar Neumann, welcher als erster von der durch die Eroberung des Landes geänderten Sachlage profitierte, durchquerte nur dessen Nordprovinzen. Nach wie vor war unsere Kenntnis von Kassa und seinen Bewohnern, ihrer Kultur und Geschichte gering. Von Anderatscha aus besuchten die Reisenden die altchristlichen Kirchen am Schappa-Berge und eine Teri Nscho, d. i. Gottesbrücke, genannte natürliche Brücke über den Tinscha, den Hauptfluß des Landes. Als Folge des mehrtägigen Aufenthaltes am Godscheb, wo eine der Tsetse verwandte Fliege auftrat, verlor die Expedition in Anderatscha binnen drei Tagen neun Maultiere. Der Troß der Expedition wurde daher direkt nach Scharada, der neuen Hauptstadt des Landes geschickt, während Nylius und Bieber sich über den Gumafluß nach Buna wandten. Dort liegen inmitten eines Weizenfeldes die Reste einer zerstörten Kaiserpfalz und auf einer düsternen Waldlichtung die Gräber der Mütter der Kaiser. Reste einer zweiten Kaiserpfalz fanden die Reisenden auch auf der Höhe von Durra. Der Marsch von hier nach den Kaisergräbern bei Schadda führte durch fast undurchdringlichen Urwald mit Schlammboden und war unbeschreiblich mühsam. Infolge Übermüdung verlor auch hier die Expedition eine Anzahl Lasttiere, so daß schließlich die Lasten durch Träger, welche von Gemarkung zu Gemarkung stets von neuem durch Trommelschlag aufgebeten wurden, weitergeschafft werden mußten.

Am 21. Juni erreichte die Expedition Schadda, die Krönungsstadt der Kaiser von Kassa. Auch hier nur verkohlte Balken. Blut und Feuer bezeichnere den Weg der siegreichen schoanischen Heerhaufen in Kassa!

Von Schadda, dem südlichsten Punkte ihrer Route durch Kassa, gelangte die Expedition durch das Tal des Bittino nordwärts marschierend durch Dda zur Höhe des Grenzgebirges zwischen den Gauen Schadda und Tcharra, das in 2910 Meter Höhe überschritten wurde, nach Scharada, der neuen Residenz des Ras Wolde Giorgis auf den Schusch-Bergen — dem Susa der Karten — wo wieder ein längerer Aufenthalt genommen wurde.

Kassa ist ein Waldland voll wildromantischer Schönheit, durchzogen von rauschenden Flüssen, die im Verein mit dem milden feuchten Tropenklima dem Lande eine für europäische Begriffe unglaubliche Fruchtbarkeit verleihen. Kilometerweit ziehen sich an den Wasserläufen Bestände von Kautschukbäumen hin. In einzelnen Gauen besteht das Unterholz der Wälder nahezu ausschließlich aus Kaffeebäumchen. Ungenutzt verfaulen bisher alljährlich große Mengen der kostbaren Bohne im Dunkel des Urwaldes. Das Volk, ein von allen seinen Nachbarn verschiedener Menschenstamm, haust inmitten dieser Waldungen in einsam gelegenen Gehöften. Das Land scheint unbewohnt, erst von den Bergshöhen herab sieht man vom dunklen Grün der Wälder umschlossen gleich hellen Flecken die Äcker und Häuser der Kaffitscho. Es haben sich dort Reste des Christentums erhalten, der größte Teil der Bevölkerung hängt aber einem eigenartigen Naturkult an. Die Kaffitscho

leben in Vielweiberei. Ihre Sitten und Anschauungen sind ein Gemisch alt-äthiopischer Kultur und afrikanischer Barbarei. Die Tracht der Männer besteht aus einer buntfärbigen weiten Hose, einer weißen, gewöhnlich gegen 20 Meter langen baumwollenen Toga, in welche der Oberkörper buchstäblich gewickelt wird und einer Fellmütze oder einem kegelförmigen Hut aus den Blättern der Ensettpflanze. An den Ohren tragen sie große silberne Ringe. Die Tracht der Frauen besteht nur aus einem kurzen Röschchen aus Bastschnüren um die Hüften und einem ebensolchen Mantel, während die mitunter recht kunstvollen Haartrachten durch Kegelhüte geschützt werden. Silberschmuck und Gehänge aus farbigen Glasperlen vervollständigen diese lustige Tracht. Das Volk ist verschlossen, doch sehr arbeitsam und sittenstreng.

Mit neuen Lasttieren drang die Expedition durch den Gau Abbia, welcher sich vorzüglich zur Kolonisation und zum Anbau von Kaffee und Baumwolle eignen würde, nach Konta und Kullo oder Da'uro vor. Da'uro ist ein Alpenland voll landschaftlicher Reize. Die breiten Täler sind wohlbebauet und mit Recht gilt Da'uro als die Quelle des Reichtums Äthiopiens. Das Hauptprodukt des Landes ist Baumwolle. Auch hier fanden die Reisenden reiche Vorräte an Kautschubbäumen, die wie in Kassa als — Brenn- und Bauholz benutzt werden!

Die Bewohner Da'uros, die Dmeti, sind ein sympathischer Menschenschlag. Den Kaffitscho in Folge der langen Oberherrschaft Kassas über ihr Land in ihrer materiellen und geistigen Kultur, vor allem in der Religion verwandt, stehen sie jedoch den Negern näher als jene.

Wirtschaftlich haben diese Länder eine große Zukunft und es ist außer Zweifel, daß mit der Vollendung der transäthiopischen Bahn ihr natürlicher Reichtum zur vollen Entfaltung kommen wird.

Nach einem mehrwöchentlichen genußreichen Aufenthalte in den Bergen von Da'uro kehrte die Expedition Ende Juli über den Gudscheb und das Garimagebirge nach Dschirren zurück. Die Regenzeit hatte ihren Höhepunkt erreicht und mit jedem Tage wurden die Schwierigkeiten des Marsches größer. Auf dem Wege durch das bergige Ostschimma und über Nonno und Tschabo nach Adis Ababa mußten die Forscher ihr ganzes Gepäck und die Leute zurücklassen. Unter großen Mühen erreichten sie mit nur vier Dienern und ohne Zelte zc. Mitte August wieder Adis Ababa.

Nach kurzer Rast in Adis Ababa kehrte Bieber durch die schoanische Provinz Windschar und Karaju, über den Hawasch, die Steppen zwischen dem Westabfall des Hochlandes von Harar und dem Affabot-Berge — das Wohngebiet der Ittu-Galla und Danakil — traversierend, nach Direh Daua zurück, von wo ihn die Eisenbahn an die Küste nach Dschibuti brachte. Freiherr v. Mylius blieb in Adis Ababa, von wo aus er im Jänner 1906 eine neue Reise durch das Seengebiet zum Rudolf-See und nach Uganda unternehmen will.

Die Ergebnisse dieser österreichischen Expedition sind befriedigend. Ist doch gerade Nordost-Afrika seit langem eine Domäne der österreichischen Forschung. Die grundlegenden Arbeiten Paulitschkes, die Reisen des Grafen Wickenburg und die Expedition Mylius-Bieber haben wesentlich unsere Kenntnis jener für den Welthandel wertvollen Länder bereichert. Die beiden Reisenden haben reichhaltige ethnographische Sammlungen angelegt und die von Bieber mitgebrachten geographischen, ethnographischen und wirtschaftlichen Notizen werden eine erschöpfende Darstellung von Land und Leuten ermöglichen.

Die Expedition hat auch schon ein praktisches Resultat gehabt. Über Initiative des Freiherrn v. Mylius und des Offizials Bieber hat sich zur Exploi-

tierung dieser reichen und eine kaufkräftige Bevölkerung besitzenden Länder, d. i. von Galla-Land, Kassa und Da'uro, in Adis Ababa eine Handels- und Plantagengesellschaft gebildet, die „Austrian Gallaland Company“. Dieselbe wird berufen sein, zwischen dem österreichischen Export und jenen heute noch entlegenen und unerschlossenen Absatzgebieten zu vermitteln.

Das Atoll Oleaï und seine Bewohner.

Ein Beitrag zur Kenntnis Deutsch-Mikroneiens.

Von H. Seidel in Berlin.

II.

Den statistischen und historischen Nachrichten, welche der erste Teil über die Bewohner Oleaïs gebracht hat, wird sich nunmehr eine vorwiegend ethnologische Schilderung anreihen, bei der wir uns hauptsächlich auf die verdienstvolle Arbeit des Regierungsarztes Dr. Born beziehen müssen. Wir werden die Aussagen dieses Gewährsmannes teils wiederholen, teils auf Grund anderer Quellen noch prüfen und ergänzen und dabei gelegentlich auf einzelne Lücken oder zweifelhafte Angaben hindeuten, die noch eine genauere Forschung notwendig erscheinen lassen. Ebenso schenken wir dem Aufsatze von Senfft in „Petermanns Mitteilungen“ die nötige Aufmerksamkeit.

Die Eingeborenen unserer Gruppe sind von jeher als friedfertig und harmlos bekannt, zumal Waffen und Kriege gleicherweise bei ihnen fehlen. Nach Körperbau, Kleidung, Sprache und Sitten gehören sie vollständig zu den Zentralcarolinern. Ihr Wuchs ist mittelgroß und schlank und die Hautfarbe heller als die der Japaner, denen sie aber in bezug auf Fleiß, Charakter und Intelligenz in mancher Hinsicht nachstehen. Das Haar der Erwachsenen ist braunschwarz, das der Kinder oft dunkelblond und lockig. In der Jugend wird es lang getragen, im Alter dagegen kurz geschoren. Die Frauen erreichen meist die Größe der Männer und überraschen zuweilen durch schöne, ebenmäßige Figuren, minder dagegen durch hübsche Gesichter, ein Mangel, der bereits durch Lütke und seine Gefährten lebhaft betont ward. Dazu verblüht das weibliche Geschlecht sehr bald. Senfft will schon bei 16jährigen Mädchen Spuren des Weßens bemerkt haben. Die Kleidung der Männer besteht aus einem schmalen Lendengürtel, die der verheirateten Frauen aus einer gewebten, ziemlich steifen Matte, die eng um Hüften und Oberschenkel geschlungen wird und daher dem Gange etwas Steifes, Gezwungenes verleiht. Die jungen Mädchen begnügen sich mit einem Schurz von frischem Laubwerk, sofern sie nicht, wie es neuerdings Mode wird, ein aus zerschlitzen Kokosfiedern hergestelltes Röckchen umtun, das den Grasröckchen von Jap nachgebildet ist. Die Kinder gehen ohne Unterschied bis etwa zum fünften Jahre nackt.

Beide Geschlechter pflegen Schmuck und Putz nicht zu verschmähen. Die Männer erscheinen gern mit Blütenkränzen und geschweiften Holzkämmen im fettgeöhlten Haar. Um den Hals schlingen sie Ketten aus Kokos- oder Muschelscheibchen, um die Handgelenke junge Palmwedel und Armbänder verschiedener Art, die zum Teil aus der Fremde eingeführt werden. Den Leib umgibt ein gleichfalls importierter Gürtel aus Kokoschalenringen, und selbst die Knöchel

bleiben nicht ohne Bänder und Grün. Auch die weit ausgezerrten Ohrläppchen „sind stets mit allem möglichen Zierrat behängt“. Ähnlich, nur noch reicher wissen sich die Frauen auszusmücken. Den Blumenkranz ersetzt bei ihnen oft eine Stirnbinde aus gelben Baststreifen. Um die Arme tragen sie Spangen und um die Hüfte einen mehrsträhnigen Haar- oder Kokospferlengürtel. Bei festlichen Anlässen kann man zuzeiten sehr schöne Gürtel aus geschliffenen Schildpattringen beobachten, die durch dunkelrote Gau- oder Spondylusplatten¹ zusammengehalten werden. Solche Gürtel heißen „Til“ und kommen von Ulufsi, Feis, Aurepit, Ngulu und Sorol, wo man sie gegen Matten, Kanus und Nahrungsmittel teuer genug einhandelt. Sie sind daher niemals Eigentum einer einzelnen Frau, sondern bilden ein hochbewertetes Familiengut, das ohne Zustimmung sämtlicher Beteiligten nicht verkauft werden darf. Vornehmlich geschätzt sind die Tils von Aurepit und Ngulu, deren dunkle Perlen aus Schildpatt bestehen, während die Gürtel von Sorol und Feis ihrer geringeren Arbeit halber lange nicht soviel gelten. Als Kopfbedeckung dient Männern wie Frauen ein grober, kegelförmig zugespitzter Hut aus Pandanusgeflecht.

Der Körper wird über und über mit Gelbwurzpulver eingerieben; doch wissen wir nicht, ob dies allein aus Pugsucht oder aus anderen Gründen geschieht, z. B. um das lästige Jucken der Haut nach Fliegen- und Mückenstichen zu verhindern. Das Tätowieren geht in unseren Tagen mehr und mehr zurück. Ausgeführte Vollmuster, die nach Dr. Born an solche von Sonjol² erinnern, findet man heute nur bei älteren Leuten. Die jüngeren begnügen sich mit der Tätowierung der Arme und Beine, welche man mit Namenszügen (aus lateinischen Buchstaben), mit Kreuzen und reihenweise geordneten Fischzeichnungen versehen läßt. Diese Fische scheinen für Oleai typisch zu sein; denn auch Kadu besaß dergleichen auf seinem Oberarme, wo sie, senkrecht in zwei Gruppen geordnet, ein dazwischenliegendes Armbandmuster begrenzten. Nach Kubary sollen sich manche Oleaimänner bei ihren Besuchen auf Ulufsi³ nach dortiger Weise tätowieren lassen, und schon Lütke spricht es aufs bestimmteste aus, daß die karolinischen Seefahrer aus der Fremde oft genug neue Muster mitzubringen pflegten.⁴ Bei den Frauen und Mädchen, aber nicht bei allen, wird auf dem Unterleib (mons veneris) eine Tätowierung angebracht, die einen Vogel (oder einen fliegenden Hund) mit „ausgebreiteten Schwingen“ darstellen soll. In bezug auf das Bild des Pteropus haben wir bereits im ersten Teile einige Bedenken geäußert; sonst ist diese von Dr. Born vermittelte Nachricht um so wichtiger, weil sie die zuweilen bezweifelte Angabe Lütkes bestätigt. Dagegen ist der Hinweis des großen Seefahrers auf einen ähnlichen Brauch in Lukunor durch Kubarys mit Zeichnungen begleitete Nachricht über die dortige Tätowierung entschieden erschüttert. („Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft“ in Hamburg, 1878/79.)

¹ Das Nähere über Spondylusscheiben bei Finck, „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke“. (Annalen des k. k. Hofmuseums, Bd. 8, S. 359 und 360.)

² Bei J. S. Kubary, „Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinenarchipels“, Leiden 1895, ist auf Tafel XI eine vollständige Sonjol-Tätowierung abgebildet; diese besitzt jedoch keine Fischmuster, der Vergleich trifft also nicht ganz zu. Eine genauere Darstellung der Oleai-Tätowierung gibt Senfft in „Petermanns Mitteilungen“ a. a. O., Tafel 6.

³ Nach D. Parkinsons schöner Zeichnung der Mogemog-Tätowierung (Globe, Bd. 86, 1904, S. 16) kennt man dort (im Ulufsiatoll) auch das Fischmuster; ebenso ist bei der Frau der mons veneris tätowiert.

⁴ „Voyage autour du Monde“, II, pag. 68 et 69 und Finck, a. a. O., S. 269, 270 und 365.

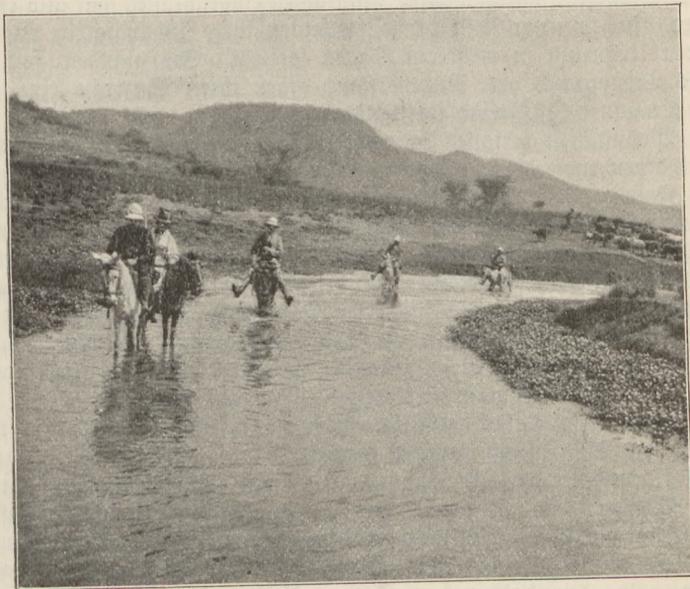


Ras Wolde Giorgis, X Statthalter von Kaffa und Kullo. (Zu S. 148.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Der früher allgemein als günstig beurteilte Gesundheitszustand der Eingeborenen scheint in den letzten Jahren bedenklich gelitten zu haben. Wie Senfft im „Deutschen Kolonialblatt“ schreibt, klagten ihm die Häuptlinge, daß in gar

nicht langer Frist ein Drittel ihrer Leute gestorben sei. Als Todesursache wurde in erster Linie die Dysenterie angegeben; aber auch andere Übel gelangten zur Kenntnis des Bezirksamtmanns, weshalb er beschloß, den Regierungsarzt von Jap auf einige Zeit nach Oleäi zu entsenden. Dr. Born traf am 18. November 1903 auf dem Atoll ein und blieb bis zum 20. Jänner 1904, hatte also reichlich Gelegenheit, seine Schutzbefohlenen zu studieren. Er fand die sanitären Verhältnisse¹ im allgemeinen besser als in Jap; namentlich sah er die auf der großen Insel so massenhaft und verderblich auftretende Hautgeschwüre nur selten. Weit häufiger begegnete ihm dafür der „Ringwurm“ eine durch mikroskopische Wucherpilze erzeugte Flechte, womit ein hoher Prozentsatz der Einwohner



Flußübergang in Limmu. (Zu S. 146.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

behaftet ist. Dann folgten verschiedene Darmkrankheiten, besonders die schon erwähnte Dysenterie, deren Ausbreitung auf den übermäßigen Genuß von „Sauer-toddy“ d. i. gegorenem und heftig berauschendem Palmjaß, und von „Mar“, dieser unappetitlichen Brotfruchtkonserve zurückgeführt wird. In einzelnen Fällen wurden noch Augenleiden, Geschwülste und Elefantiasis bemerkt und schließlich die mancherlei bössartigen Wirkungen, die „das Eindringen des Filariawurmes in dem menschlichen Körper hervorruft“. Gegen das Toddytrinken erließ der Bezirksamtmann ein scharfes Verbot und stationierte zu dessen Aufrechterhaltung und Durchführung zwei tüchtige Polizeisoldaten, denen er in diesem Punkte sogar eine gewisse Strafgewalt einräumte. Ob sich diese Maßregel bewährt hat, scheint

¹ „Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete“ (Reichstagsdruckache Nr. 540 vom 17. Dezember 1904) Teil II (Anlage), S. 422, Medizinalberichte.

indes zweifelhaft; wenigstens schreibt Dr. Born, daß noch immer „stark getrunken“ werde. Die Versuchung liegt auch zu nahe; denn bei dem Mangel an süßem Wasser ist der Eingeborene zur Stillung des Durstes teils auf die Milch der jungen Kokosnüsse, teils auf den Palmsaft angewiesen. So lange der letztere frisch ist und süßlich schmeckt, bleibt er ungefährlich, nicht aber, wenn er mehrere Tage im Gefäße steht und durch die Gärung zersetzt wird.

Die Ansiedlungen auf Olear ziehen sich sämtlich um den Strand der Binnenlagunen hin, scheinbar ohne trennende Grenzen. Gleichwohl gibt es solche; denn jede Teilinsel hat „zwei bis drei unter verschiedenen Häuptlingen stehende kleine Dörfer“. Ein im Atoll anständiges Oberhaupt fehlt; nicht einmal ein primus inter pares ist vorhanden. Die Macht der Ortspotentaten wird obendrein, wie bei unseren Schulzen, durch manche Rücksichten eingeschränkt, hat also recht wenig zu bedeuten. Um so tiefer steckt den Olearleuten ihre Abhängigkeit von Jap im Blute, deren Ursprung in mehreren Sagen fortlebt. Sie glauben fest, daß im Falle eines Treubruches oder Ungehorsams gegen ihren Suzerän eine gewaltige Flutwelle die ganze Inselreihe fortspülen würde.

Die Wohnstätten zerfallen in mehrere Arten. Wir nennen zuerst die Großhäuser, bei denen man die „Jalepai“ oder gemeinschaftlichen Unterkunftsbauten und die „Jaloo“ oder Arbeitshallen unterscheiden muß. Letztere haben keine Wände, sind an den Giebelseiten völlig offen und werden nur durch ein mächtiges, steil abfallendes Blätterdach geschützt, das fast bis zur Erde reicht. In diesen Schuppen lagern die Kanus der betreffenden Ortschaften, vor allem die Hochseekanus, aber auch die austrangierten Fahrzeuge, ferner Segel und die Geräte zum Fischfang. „Hier werden bei Tage neue Kanus gezimmert, alte ausgebessert, Netzen geflochten, Netze gestrickt; hier wird auch die gemeinsame Beute der Fischzüge verteilt.“ Da man in Olear die „Mongols“ oder öffentlichen Mädchen, die „Armengols“ von Palau, glücklicherweise nicht kennt, so ist den weiblichen Familiengliedern der Zutritt nirgend verwehrt.

Die Eigenhäuser, wo der Mann mit Frauen und Kindern und dem unverheirateten Anhang, also „Tanten“ und sonstigen alten Jungfern, auf kleinem Raume zusammenlebt, sind teils sehr flüchtig und nachlässig, teils aber auch solider konstruiert. Schon Kittlik wunderte sich¹ über die Größe der geschickt aus den Ausläufern, d. h. den bodennahen Stammesleisten der Brotfruchtbäume gearbeiteten Bretter und Bohlen, die man zu den Wänden gebraucht. Auf dem reinlich gehaltenen Hofplatze befinden sich noch die Kochhütten und, im Busch versteckt, kleine Kokosnußspeicher, die „sauber und stark aus Brotfruchtplatten aufgeführt“ sind. Die Mädchen ziehen sich zu gewissen Zeiten in besondere Häuschen zurück, desgleichen die Frauen, die einem freundigen Ereignis entgegensehen. Für beide existieren mancherlei Enthaltungsvorschriften, obgleich von milderer Strenge als auf anderen Gruppen, so daß Übertretungen ziemlich ungeschont vorkommen.

Die Errichtung sämtlicher Gebäude liegt den Männern ob. Diese beschäftigen sich außerdem, wenn sie daheim sind, mit der Herstellung von Kanus und mit dem Fischfang. Man betreibt denselben mit Angeln, Netzen und Netzen. An Stelle der ursprünglichen, nur aus Schildpatt und Muschelschalen gefertigten Haken ist längst der europäische Eisenhaken getreten. Selbst die Angelschnüre, die man doch so trefflich aus Hibiscusfasern zu drehen weiß, werden der Bequemlichkeit halber vom Händler erstanden. Nicht einmal die auf Jap und anderen Inseln beliebten Fischwehren oder -Fallen wendet man durchgehends an. Dr. Born

¹ „Denkwürdigkeiten“, Bd. 2, S. 155.

entdeckte zurzeit nur vor Tagaulap eine nach japschem Muster hergestellte Fischbank.¹ Bei den Neusen herrscht viel Abwechslung, sowohl in der Größe wie in der Form. Schon die Lüttische Expedition konnte beobachten, daß sie durch Taucher ausgelegt und wieder heraufgeholt werden, eine Fertigkeit, worin die Eingeborenen selbst unter den schwimmkundigen Karoliniern obenanstehen. Den fliegenden Fischen stellt man in den Nächten von Februar bis Mai bei Fackelschein nach, der die Beute an die auf offener See kreuzenden Kanus lockt und sie den geschickt gehandhabten Stielnezen oder Käschern überliefert. Für die Fischer gelten während ihrer Tätigkeit gewisse Verbote; namentlich ist ihnen der Umgang mit den Frauen untersagt. Dr. Born erwähnt noch, daß bestimmte Schuppenträger, nämlich die „feuerot gefärbten“ Bolé, nicht gegessen würden, weil sie „tabu“ sind. Nach Rittlich, der die Fische unseres Atolls mit vieler Sorgfalt untersucht und beschrieben hat, dürste es sich um den „brennend roten“ Seranus urodelus handeln, der das dortige Gewässer in Menge belebt.

Bemerkenswert ist noch, was Senfft über den Fang eines Raubfisches berichtet, der durch sein „langes, schnabelähnliches, mit Zähnen bewaffnetes Maul und durch sein überaus kräftiges Schnellen aus dem Wasser“ dem Nachstellenden nicht selten gefährlich wird. Um ihn sicher zu erbeuten, wenden die Insulaner eine „sehr sinnreiche“ Methode an. Sie verfertigen aus den Rippen der Kokosblätter einen kleinen, rundlichen Drachen, auf dem statt der Leinwand oder des Papiers ein großes Brotfruchtblatt befestigt wird. Den Drachen bringen sie vom Kanu aus über dem Wasser zum Steigen; vom Geripp aus führt eine Leine zum Fischer, eine andere mit dem Köder ins Meer. Der Fischer hat es, wenn der Drachen steht, in der Gewalt, einen beliebig großen Abstand zwischen sich und dem Köder zu schaffen, so daß er aus der bedrohlichen Nähe kommt und die Fangleine erst einholt, wenn der Fisch angebissen hat.

Die Eingeborenen Oleais erfreuen sich, solange man sie kennt, eines bedeutenden Rufes als Kanubauer. Sie haben Ruder- und Segelkanus. Die ersteren sind teils so klein, daß sie nur eine bis zwei Personen fassen, teils erheblich größer, daß zehn bis elf Personen darin Platz finden. Alle besitzen einen Auslieger, in den zwei Gabelhölzer aufrecht eingelassen sind; diese dienen als Träger der beiden Verbindungsbalken mit dem eigentlichen Fahrzeug. Die Balken sind in den Gabeln kunstreich durch Kokostäue festgeknotet. Bei großen Kanus wird zur Aufnahme des Gepäcks und der Mundvorräte eine Bohle mit Randleisten über die Verbindungsarme gelegt. Für Passagiere und Ruderer sind acht bis neun Sitzbänke vorhanden. Die Fortbewegung geschieht durch kurze, an der Spitze leicht gekrümmte Paddeln aus dem Holz des Safang- oder Calophyllum-Baumes. Die Schiffsenden laufen beiderseits in gegabelte Schnäbel aus. Noch Hervorragenderes wird in der Konstruktion der Segelkanus geleistet, deren es ebenfalls zwei Arten gibt, erstens kleine für den Verkehr in der Lagune und zweitens große, mit denen man die Hochseefischerei betreibt und die weiten Fahrten bis nach Truk hin unternimmt. Die letzteren Kanus können „auch für europäische Ansprüche als recht bequeme Fahrzeuge“ gelten. „Sie sind in der Mitte mit breiten Lehnbänken versehen und auf dem Gebälk zum Auslieger werden für lange Reisen Verschlüge gebaut, die Schutz vor Wind und Regen bieten.“

Aber nicht bloß die Männer erblickt man auf dem Wasser, sondern auch die Frauen und Mädchen, die sich von jeher trefflich auf die Führung der Padd-

¹ Vgl. deren Schilderung bei A. Senfft, „Ethnographische Beiträge über die Karolineninsel Sap“. („Petermanns Geographische Mitteilungen“ 1903, Heft 4.)

deln verstehen. Dr. Born sah oft nur von Weibern besetzte und geruderte Kanus aus der Passage in die offene See steuern. Das wahre Arbeitsfeld der Frau ist aber in Olea, wie überall, das Haus. Dort muß sie für die Zubereitung der Speisen sorgen, während sie in der übrigen Zeit vollauf mit Weben und Flechten zu tun hat. Geflocht wurde früher in großen Muscheln;¹ heute benutzt man indes schon eiserne Töpfe, die durch die Händler auf die Insel kommen. Die ovalen Teller und Schüsseln sind aus Holz geschnitten und haben keinen Fuß. In den Körbchen und Taschen, die alt und jung mit sich führen, sieht man außer dem unvermeidlichen Tabak noch Feuerzeug und Zunderbüchse, ebenfalls zwei moderne Errungenschaften, und mancherlei sonstige Kleinigkeiten, die der Südseeinsulaner gern zur Hand haben will. Dagegen fehlen, wie Dr. Born ausdrücklich hervorhebt, die Materialien zum Betelkauen; denn „die Olealeute verschmähen diesen Genuß, erfreuen sich aber dafür des Vorzuges prächtig weißer Zähne“.

Die Hauptbeschäftigung der Frauen ist die Mattenweberei, in der sie Vorzügliches leisten. Die Arbeit erheischt außerordentliche Geduld, da die Anfertigung einer einzigen Matte oft Monate dauert. „Schon die sorgfältige Zubereitung der Bananen- und Hibiscusfasern, ihre Reinigung und Färbung erfordert viel Zeit und Mühe.“ Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Banane zwar einen sehr langen, aber auch ungemein zarten Faden liefert, der jedenfalls erst mit mehreren seinesgleichen zusammengedreht werden muß, bis er die nötige Stärke hat. Leider sagt uns Born zu diesem Punkte nichts, und ebenso bleibt er uns die Nachricht schuldig, wie man die weißen und schwarzen Fäden erzeugt. Nur von den roten erfahren wir, daß hierzu neuerdings in einzelnen Fällen importierte Anilinfarben zur Anwendung kommen. Dasselbe ist bereits früher von anderen Inseln gemeldet worden, z. B. von Ulukfi. Das Webeschiff ist das gleiche, wie im ganzen Zentralgebiet der Karolinen, besteht also, von Nebenteilen abgesehen, aus dem Rahmen „Paap“, dem Schwerte „Gopóp“, das zum Festschlagen der Quersäden dient, und der Nadel, beziehungsweise dem Schiffchen „Gasáp“, auf Truk „Asáp“ genannt. Der „Rahmen“ wird an einem (auf Truk und Wortlock aus Kokosfasern geflochtenen) breiten Gürtel festgeschafft, den die Weberin um den Leib trägt.

Zur Herstellung gelangen die schmalen Lendengürtel für die Männer, ferner die schon oben beschriebenen Frauenmatten, die gleich den vorigen aus Bananensfasern angefertigt werden. Die Matten zeigen als häufigstes Muster eine schwarzweiße Längsstreifung, die 7 schwarze und 6 weiße Streifen zählt. Daneben gibt es noch Matten mit Quermustern am Ende, die aber nur drei schmale schwarze Längsstreifen haben. Nach Dr. Born ist die Mannigfaltigkeit dieser Quermuster eine sehr große, so daß er behauptet, nicht zwei Stücke beobachtet zu haben, die völlig übereinstimmten. Er bestätigt damit, was vor ihm schon Altmeister Finsch in seiner kritischen Betrachtung der karolinischen Weberei² geäußert hat, als er die von Kubary versuchte Systematik der Muster zurückwies. Er verglich von Olea etliche zwanzig Mattenproben und fand bei jeder

¹ Diese Mitteilung Borns scheint mir der Ergänzung zu bedürfen; denn jedenfalls wurde — und wird — auf Olea auch das Rosten in Steingruben oder in der heißen Asche geübt. Vom Rosten der Fische am offenen Feuer war schon im ersten Teil die Rede. Die großen Schalen der Cassismuscheln pflegte man auf Wortlock z. B. nur für bestimmte Festspeisen zu benutzen; allgemeiner verbreitet möchte dagegen der Brauch sein, in den harten Kokoschalen ein Mörser aus Schildkröten- oder Seeschwambeneiern herzustellen. Vgl. Dr. D. Finsch, a. a. O. S. 327 und 328 und an anderen Stellen.

² Ebendort Seite 347 und 348.

kleine Verschiedenheiten. Außer den geradlinigen und zum Teile variierten Streifenmustern fielen ihm, obwohl „seltener und in beschränkter Ausdehnung, auch rhombische und Zickzackfiguren auf, die indes nicht eingewebt, sondern aufgenäht waren“, eine Technik, die er bereits in Kusaie kennen gelernt hatte, und die er weiterhin „in sehr geschmackvoller Weise“ an Mustern von Ululsi wahrnehmen konnte. Die auf Oeai aus Hibiscusfasern gewonnenen Matten besitzen keinerlei Muster. Es sind große, einfarbige Stücke, die man teils als Schutzdecken gegen die nächtlich umherschwirrenden Moskitos, teils zum Einwickeln des gewaschenen Brotfruchtbreies benutzt.

Die Moral der Eingeborenen, namentlich des weiblichen Geschlechtes, steht im allgemeinen höher als auf vielen anderen Gruppen. Auf Virginität vor der Ehe wird einiges Gewicht gelegt; gleichwohl kommt es vor, daß dieses oder jenes Mädchen seinen Neigungen schon früher nachgibt und Liebshäften unterhält. Um das zu verhindern, werden die Mädchen bei ihren Ausgängen stets von einer Anzahl Kinder begleitet, die als Keuschheitshüter amtieren. Daß ein junges Mädchen allein in den Busch läuft, gilt als sehr ungeschicklich. „Die Polygamie ist erlaubt; doch herrscht aus wirtschaftlichen Gründen die Monogamie vor.“ Der Freier hat an seinen Schwiegervater „bedeutende Zahlungen“ zu leisten; es wird also ein Brautkauf geübt. Außerdem muß er „ein gewisses eigenes Vermögen, Brotfruchtbäume, Kokospalmen, Kanus vorweisen können“. Arme Männer „sind schlecht daran; es fällt für sie tatsächlich schwer, eine Frau zu finden. Doch auch manchem wohlhabenden Verehrer jetzt ein Oeaimädchen ein einfaches „Itoai“, ich mag nicht, entgegen, wenn er ihrem Auge nicht gefällt.“ Bei „Eheirungen“ hängt es bezüglich der Straffrage davon ab, ob der Missetäter von der eigenen Teilinsel oder von einer anderen stammt. Im ersteren Falle wird die Sache nicht weiter verfolgt, da sich die Inselgenossen sämtlich als Familienglieder betrachten. Gehört der Störenfried jedoch einer fremden Insel an, und sei es die nächst benachbarte, so ist seine Tat ein schweres Verbrechen, das entsprechende Ahndung erheischt. Sein Haus geht in Flammen auf; seine „Kokospalmen und Brotfruchtbäume werden abgeschlagen und seine Kanus zerbrochen; kurz, er wird zum armen Manne gemacht“ und darf froh sein, daß er ohne Mißhandlungen ausgeht, weil der Landesbrauch solche nicht vorschreibt.

Mit der „Kunst im Leben der Oealleute“ ist es nach Dr. Born recht schwach bestellt. Sie haben keine Musikinstrumente, und ihre Tanzgefänge sind fast „noch eintöniger und unmelodischer als die auf Jap“. Als Begleitung kennt man Händeklatschen und Schlägen gegen Schenkel und Achselhöhlen; bei einigen Tänzen wird auch mit dem Zeigefinger auf den Mund getrommelt, wodurch, da die Backen gleichzeitig „ballonartig aufgebläht“ werden, ein eigentümliches Geräusch entsteht. Für Schnitzarbeiten scheint jedes bessere Verständnis zu mangeln. Selbst Verzierungen von Häusern und Gerätschaften sieht man wenig; höchstens wären die an die Siebel gemalten „Fischreihen im weißen Felde“ hierher zu zählen.

Bei Krankheiten, Mißgeschick, Sturm oder sonst ungünstigem Wetter sucht man das Übel durch Beschwörungen zu bannen, bei welchen Körperverdrehrungen und wunderlicher Sang den Zauber begleiten, der lebhaft an die von Kubary beschriebenen „Tautups“¹ aus dem Westen erinnert. Ist jemand gestorben, so

¹ „Ethnographische Beiträge zc.“ Seite 100. Desgleichen H. Seidel, „Religion und Sprache der Tobitinsulaner,“ Globus, Band 88, Seite 15. Das Wort „Tautup“ oder „Tahu-tup“ kommt übrigens schon bei Cantova vor, allerdings mit nicht ganz zutreffender Deutung. Nach Senfft hängt die Bestattungsart von „dem Wunsche des Sterbenden“ ab. („Petermanns Mitteilungen“ a. a. D., Seite 56.)

versammeln sich die Bekannten und Verwandten aus dem ganzen Atoll, um an der Beerdigung und „Totenklage teilzunehmen und Geschenke für die Hinterlebenden zu bringen“. Die Bestattung geschieht entweder inmitten der Dörfer oder außerhalb des Riffs auf hoher See, wo man die mit Steinen beschwerten Leichen zur Tiefe senkt. Leider erfahren wir von Dr. Born nicht, welche Personen man auf diese und welche man auf die andere Weise zur letzten Ruhe bettet. Die Frage ist höchst wichtig; denn der Brauch wechselt von Insel zu Insel und war in früheren Jahren, entsprechend der Auffassung vom Schicksal der Toten, augenscheinlich ein anderer als in der Gegenwart.¹ Auf Truk erhalten nach Kubary nur die Vornehmen das Seemannsgrab, nach Mortlock dagegen die im Streite Gefallenen, damit „sie sich mit dem tapferen Meeresherrn Nassau vereinigen“. Die Tobileute geben ihre Toten in alten Kanus dem Winde und der Brandung preis und beerdigen auf ihrer winzigen Scholle lediglich kleine Kinder, die noch kein Boot (ins Jenseits) zu lenken wissen. Auf Sonjol kommen die Leichen ebenfalls ins Meer, und die gleiche Praxis übte man zu Lütkes Zeiten an Personen niederen Ranges auf dem Muriloatoll in der Hallgruppe. Wer auf Lukanor oder dem östlichen Riffkranz der Mortlocks ins Grab gelegt wurde, erhielt über der Gruft ein Totenhaus, das ein Abbild des Wohnhauses war und je nach dem Vermögen der Familie verschieden groß ausfiel. Auf Olea ist, wie Lütke schreibt, genau derselbe Brauch in Kraft gewesen. Der Reisende sah u. a. ein Häuptlingsgrab, worüber ein Kanu mit dem Kiel nach oben aufgestellt war. Das muß sich inzwischen geändert haben, da Born nichts ähnliches mitteilt. Er sagt nur, daß die Gruben stets flach seien, daß ein Grabhügel nicht aufgeschüttet werde, sondern daß man sich begnüge, den Platz mit Steinen einzufassen und mit Korallenkies zu bestreuen. „Beerdigungen in alten Gräbern können stattfinden, wenn es sich um Verwandte des Toten handelt.“ Der Grund für die Seebestattung „soll darin zu finden sein, daß die Angehörigen fürchten, Fremde könnten im Vorübergehen die Gräber der Ihren betreten und so ihre Ruhe stören“; auch will man vermeiden, daß die Kinder „an den Gräbern lachen und scherzen“ und „mit den Toten spielen“.

Trotz der stets gerühmten Friedfertigkeit und des allem kriegerischen Treiben abholden Sinnes unserer Inselaner darf aber keineswegs ein unliebsamer Zug in ihrem Charakterbilde übersehen werden. Die Männer, urteilt Senfft von ihnen, sind „nur brauchbar als Kanubauer, Seefahrer und Fischer“. Arbeiten von solcher Schwere, wie sie auf Yap geleistet wurden, z. B. der Tagerenkanal und die großartigen Dämme, sind ihnen fürs erste durchaus nicht zuzumuten; sie werden auch durch die Natur ihres Wohnsitzes gar nicht verlangt. Bis jetzt waren sie nur verpflichtet worden, einige Wege zu verbreitern und in besseren Stand zu setzen, und das haben sie anscheinend zur Zufriedenheit ausgeführt. Später wird man von ihnen auch ernstere Dinge fordern, wenn es heißt, aus Korallensteinen ordentliche Schutzwerke gegen die Sturmfluten aufzutürmen oder versandete Strecken unter Kultur zu bringen. In dieser Hinsicht müssen unsere Inselaner noch sehr viel lernen. Sie müssen ihren widerlichen, schon von Lütke und Kittlig² peinlich empfundenen Eigennutz ablegen, mehr Achtung vor dem Weizen, als ihrem Lehmeister, gewinnen und sich in den Gedanken einleben,

¹ Waiz-Gerland, „Anthropologie der Naturvölker“, Band 5, Teil 2, Seite 150.

² „Denkwürdigkeiten“ 2, Seite 155. Lütke, „Voyage autour du Monde“ II, pag. 137 et 138, erzählt, daß schon die kleinen Vurschen „ein Geschäft daraus machten“, für Dr. Metten allerlei Naturalien zu sammeln; sie wollten aber nichts ohne Entgelt hergeben und warfen die Sachen lieber fort, wenn die Belohnung nicht nach ihrem Willen ausfiel.

über die Wünsche des eigenen Ichs hinaus etwas zu schaffen, das nicht bloß dem einzelnen, sondern der ganzen Gemeinde zum Guten gereicht. Wie sie sich heute im Verkehr mit dem Weissen zeigen, so zudringlich, unbescheiden und habgierig, darf und wird es nicht bleiben. Unsere Verwaltung hat die Pflicht, diese Fehler der Eingeborenen zu tilgen, die leider um so tiefer sitzen, da sie nicht bloß aus schlechter Gewöhnung entspringen, aus Zeiten, als Händler und Seeleute von ihnen abhängig waren, sondern aus einem durch Naturanlage geförderten häßlichen Wesenszug, der sich von Geschlecht zu Geschlecht immer schärfer entwickelt hat und selbst das Gemüt der Kinder schon in erschreckendem Maße beherrscht. Die vornehmste Aufgabe, die unser bei dieser Volke harrt, ist eine durch Umgang und Beispiel gehobene Erziehung, und je eher und gründlicher wir diese ins Werk setzen, um so schneller werden „die Oealinseln und ihre Bewohner einen willkommenen Platz in unserem größeren Deutschland finden“.

London in der Gegenwart.

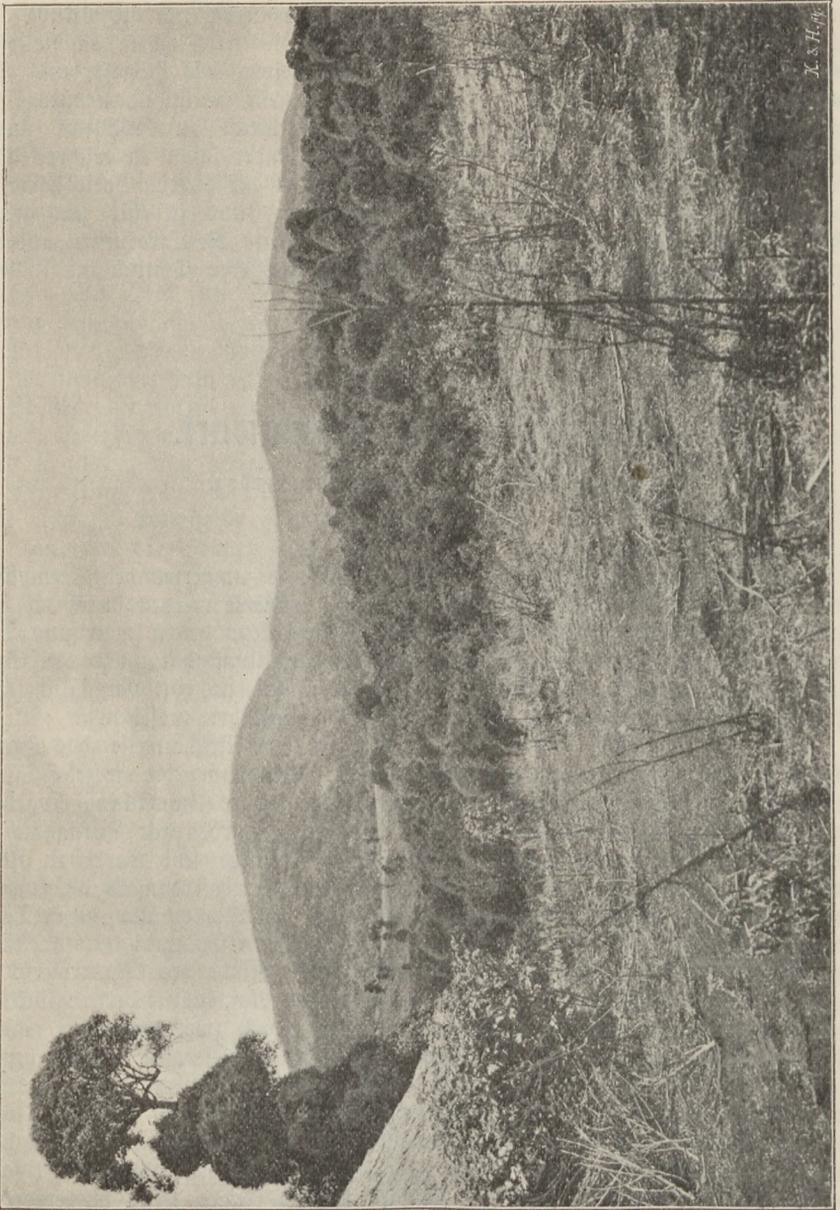
• Von Dr. Alexander Linda in London.

(Fortsetzung.)

In den Gängen, Höfen und Gebäuden des Tower umherwandelnd, empfängt man völlig mittelalterliche Eindrücke, die noch verstärkt werden durch die ganz mittelalterlich gekleideten Wächter, ausgediente Soldaten, denen man zum Lohn für gute Führung diesen Posten gegeben. Das Publikum hat ihnen den Spitznamen „beef eaters“ (Rindfleischesser) gegeben, weil sie eine vorzügliche Verpflegung erhalten und deshalb sehr rund und wohlgenährt aussehen.

Für den Besucher des Tower knüpft sich begreiflicherweise das Hauptinteresse an die früheren Staatsgefängnisse. Als solche dienten die vierzehn Türme, welche sich, in Zwischenräumen in die fünfseitige innere Umwallung eingebaut, um den Weissen Turm gruppieren. Alle diese Türme wurden zur Aufnahme von wirklichen oder vermeintlichen Staatsverbrechern benutzt und waren zu Zeiten sämtlich bis ans Dach gefüllt — ein Beweis dafür, daß damals die englische Freiheit noch ein recht fragwürdiger Begriff war. Die Namen aller dieser Türme sind unauslöschlich mit tragischen, düsteren, grauensvollen Erinnerungen verknüpft. Am Beauchamp-Turm liest man sowohl neben einer Nische des Mauerwerks wie in der Fensterbrüstung das Wort „Jane“, welches den Namenszug der unglücklichen Johanna Grey als Königin vorstellen soll, der jedoch zweifellos nicht von ihr selbst herrührt, denn sie saß in diesem Kerker nicht gefangen, wohl aber ihr Gatte, Lord Guildford Dudley, mit seinem Vater und seinen Brüdern. Über einem Kamin befindet sich eine lateinische Inschrift des Grafen v. Arundel, ältesten Sohn des Herzogs von Norfolk. Der Graf wurde 1573 enthauptet, weil er nach der Hand der schottischen Königin Marie gestrebt hatte. Der Bluturm führt seinen Namen von den angeblich hier von Richard III. im Jahre 1483 hingemordeten Söhnen Eduards IV. Im Glockenturm wurde Prinzessin Elisabeth, die nachmalige Königin, von ihrer Schwester, der Königin Marie, gefangen gehalten; im Ziegelsteinturm schmachtete Johanna Grey; im Bogenschützerturm wurde, wie man annimmt, der Herzog von Clarence, der Bruder Eduards IV., in einem

Fasse Malvasier ertränkt; im Wakefieldturm soll Heinrich VI. im Jahre 1471 durch Mörderhand gefallen sein.



Der Schibatt-Berg. (Zu S. 146.)
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Es existiert im Tower auch eine Kirche, St. Peter ad vineula, sowie ein Kirchhof, von welchem Macaulay sagt: „Einen traurigeren Fleck als diesen Kirchhof gibt es wohl nicht auf der Erde. Der Tod ist hier nicht, wie in der West-

ntnster-Abtei, mit dem Genius und mit der Tugend verbunden, mit öffentlicher Verehrung und mit unvergänglichem Ruhm, nicht wie in unseren kleinsten Kirchen und Kirchhöfen mit allem was uns lieb und teuer, sondern im Gegenteil mit dem Dunkelfsten und Düsternsten, was es in der menschlichen Natur und im menschlichen Schicksal gibt: mit dem grausamen Triumph unversöhnlicher Feinde, mit der Unbeständigkeit, der Undankbarkeit, der Feigheit von Freunden, mit dem ganzen Glend gefallener Größe und vernichteten Ruhmes.“ Von hervorragenden Personen sind unter anderen auf diesem Kirchhof begraben (die beigefügte Zahl bezeichnet das Jahr der Enthauptung): Anna Boleyn (1536), Margaret Pole, Gräfin von Salisbury (1541), Katharina Howard (1542), der Protektor Lord Somers (1552), Lady Jane Grey und ihr Gatte (1554), Graf Essex (1601), Herzog von Monmouth (1685).



Marktbild aus Dschimma. (Zu S. 147.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

In den meisten Fällen geschahen die Hinrichtungen auf der öffentlichen Richtstätte von Tower-Hill, nordwestlich vom Tower, wo jetzt der Rasen von Trinity-Square grünt. Hier stand im Mittelalter permanent ein Schaffot. Im Tower selbst wurden nur fünf Personen enthauptet: Anna Boleyn, Katharina Howard, die Gräfin Salisbury, Johanna Grey und Graf Essex.

Der Tag und Nacht äußerst streng bewachte Wakefield- oder Record-Turm birgt die Kronjuwelen. Die ältesten dieser Juwelen sind zum größten Teil nicht mehr vorhanden, denn nach der Hinrichtung Karls I. wurden die meisten derselben, darunter auch die alte, eigentümlich verzierte, um die Mitte des ersten Jahrhunderts angefertigte Krone König Eduards, verkauft. Nach der Thronbesteigung Karls II. ließ man sie alle neu herstellen und gab ihnen die Namen, welche die Originale getragen. Der Wert sämtlicher, im Wakefield-Turm niedergelegten Kronjuwelen wird auf 3 Millionen Pfund Sterling (60 Millionen Mark)

geschätzt. Der größte Diamant der Welt, der Koh-i-Noor (Berg des Lichts), der, ursprünglich dem Nadischah von Lahore gehörig, 1849 in die Hände der Engländer kam, ist nur in einem Modell von Glasfluß ausgestellt; das Original befindet sich im Schlosse von Windsor.

Wie bereits bemerkt, repräsentiert der Weiße Turm den ältesten Teil aller Baulichkeiten des Tower; er bildete das eigentliche Fort, von dessen fünfzehn Fuß dicken Wänden jeder Angriff abprallen mußte. Sehr malerisch machen sich die ganz oben angebrachten vier Ecktürmchen. In diesem Turm vollzog sich 1399 die Abdankung Richards II. zugunsten Heinrichs von Bolingbroke; hier saß auch Sir Walter Raleigh 1605—1617 gefangen und schrieb während dieser Zeit seine Weltgeschichte. Die den zweiten Stock einnehmende St. Johanniskapelle mit ihren massiven Pfeilern, ihren kubischen Kapitälern, ihrem weiten Triforium und ihrem Tonnengewölbe muß als eines der schönsten und besterhaltenen Muster normannischer Architektur in England angesehen werden. Die beiden obersten Stockwerke dieses Turmes enthalten eine ungemein reichhaltige Sammlung alter Rüstungen, älterer und neuerer Waffen sowie Andenken an berühmte historische Persönlichkeiten.

Beim Verlassen des Towers durchdringt uns ein Gefühl der Erleichterung, daß die dunklen Zeiten des Mittelalters mit ihren Kerker, Folterkammern und Bluturteilen jetzt weit, weit hinter uns liegen!

In neuester Zeit hat die Ufer- und Flußszenerie, in welcher der Tower den hervorragenden Augenpunkt bildet, durch die 1894 der Benutzung übergebene Towerbrücke eine Bereicherung von großartigster Wirkung erfahren. Schon seit Jahrzehnten hatte sich die Notwendigkeit einer Überbrückung auch dieses Teiles des Stromes immer mehr fühlbar gemacht, doch stand dem Brückenbau ein schwer zu bewältigendes Hindernis entgegen. Viele der großen Dampfer und Seeschiffe gehen nämlich die Themse bis London-Bridge hinauf und es wäre für die Brücke eine außerordentlich hohe Bogenspannung erforderlich gewesen, was den Bau ungemein verteuert haben würde. Man half sich endlich dadurch, daß man das Zugbrückensystem in Anwendung brachte. Die Brücke ruht auf zwei gigantischen, 29 $\frac{1}{2}$ Fuß über der höchsten Wassermarke aufsteigenden, einen Mittelraum von 200 Fuß zwischen sich lassenden Pfeilern. Dieser Raum wird durch zwei ungeheurere Zugbrücken ausgefüllt, die in 1 $\frac{1}{2}$ Minuten aufgezogen werden können, um großen Schiffen die Durchfahrt zu gestatten. Sie besitzen eine solche Breite, daß auf ihnen ein enormer Wagen- und Fußgängerverkehr mit aller Bequemlichkeit stattfinden kann. Freilich müssen die Passanten der Brücke die Unbequemlichkeit mit in den Kauf nehmen, häufig, wenn die Zugbrücken aufgezogen sind, ein paar Minuten warten zu müssen. Die beiden kolossalen, sich auf den Riesenpfeilern erhebenden Türme sind gesichert durch massive Ketten, die sowohl zwischen diesen beiden Zentraltürmen, wie anderseits zwischen je einem kleineren, am nördlichen und südlichen Ufer erbauten, mit Zinnen gekrönten Turm hängen. Durch diese Anordnung wird den beiden mittleren Türmen die größte Festigkeit verliehen. Dazu kommt noch, daß das ganze Gerüst der Brücke, einschließlich desjenigen der zwei Zentraltürme, aus Stahl besteht. Ganz oben in der Höhe sind die letzteren ebenfalls verbunden, und zwar durch eine Brücke für Fußgänger, zu welcher in jedem der beiden Türme bequeme Treppen führen. Von dieser oberen Galerie hat man eine weittragende Aussicht über den Fluß mit seinem Schiffsgewimmel, das Häusermeer der Stadt und den Tower. Die Promenade auf dieser oberen Brückenbahn nimmt freilich etwas Zeit in Anspruch, denn man gebraucht dazu, einschließlich des Hinauf- und Hinabsteigens, mehr

als 20 Minuten, doch hat diese „Hochtouristik“ ihre ganz eigentümlichen Reize und deshalb sollte sie kein Besucher Londons unterlassen. Mit den Zufahrten beträgt die ganze Länge der Tower-Brücke etwas über eine halbe engl. Meile; sie wird täglich von etwa 10.000 Fuhrwerken und 25.000 Fußgängern passiert. Wie schon erwähnt, gewährt sie einen Anblick von überwältigender Großartigkeit.

Ghe wir das elegante Westend mit den Parlamentspalästen, der Westminster-Abtei, seinen Prachtgebäuden und Parks in Augenschein nehmen, wollen wir uns zu einer Entdeckungsreise durch die östlichen Teile der Miesenstadt anschicken. Sie sind die Stätte der Arbeit, des rauhen, harten Kampfes ums Dasein, ja, auch der Not, der Entbehrung und der physischen und geistigen Verkommenheit — hier lebt ein großer Prozentsatz der ausgewanderten jüdischen Bevölkerung Osteuropas — hier liegen auch alle die großen Docks (Schiffsausladeplätze), die der Fremde nicht unterlassen darf zu besuchen, wenn anders er ein richtiges Urteil über die gigantischen Verhältnisse des Londoner Großhandels gewinnen will.

Begleite man uns zuvörderst in ein Stadtviertel der Armut und des Elends: nach Spitalfields. Kein Gemälde Londons würde vollständig sein ohne eine eingehende Schilderung dieser Örtlichkeit.

Etwa zehn Minuten von dem Herzen der Themsestadt, der Bank von England, liegt in nordöstlicher Richtung Liverpool-Street Station, der Bahnhof der Great-Eastern-Eisenbahn. Er kann, wenn auch nicht wegen seiner räumlichen Verhältnisse, so doch wegen des riesigen Verkehrs, der ihn durchflutet, als der bedeutendste Terminus des großen britischen Babels angesehen werden. Mehr als tausend ankommende und abgehende Züge, die sich auf 18 Bahnsteigen bewegen und sich über 20 verschiedene Bahnlinien verteilen, durchbrausen täglich die weiten Hallen. Hier, wo uns beständig die Wogen des gewaltigsten Menschengewühls und Eisenbahnverkehrs umtosen und umdonnern, empfindet man ein ähnliches beklemmendes Gefühl wie wenn man vor dem Niagarafall steht: das Bewußtsein der eigenen Unbedeutendheit gegenüber dem Milieu, in welchem man sich befindet, legt sich wie ein Alpdruck auf die Seele.

Die allerwenigsten aber von denen, die in Liverpool-Street-Station ankommen oder von da abfahren, haben eine Ahnung davon, daß sich in geringer Entfernung von ihr, nach Osten zu, das verrufenste, elendeste und schmutzigste Quartier der britischen Metropole befindet: das oben erwähnte Spitalfields — ein Quartier, das die Polizei nicht mit Unrecht die Mistgrube (the sink) Londons nennt. Mit Ausnahme der Policemen kennt selbst der geborene Londoner kaum das in Rede stehende Viertel. Er weiß nichts anderes, als daß das elendeste Quartier der Stadt das im Osten gelegene Whitechapel sei — Whitechapel, wo ungezählte Tausende von Israeliten, die aus Rußland ausgewandert sind, sich niedergelassen und daselbst armielige Läden und Schneiderwerkstätten eröffnet haben oder den Hausierhandel betreiben. Und doch ist Whitechapel gegen Spitalfields noch ein Eden und seine Bewohner können mit der Miene von grands seigneurs auf die Insassen des letztgenannten Bezirkes herabsehen.

Spitalfields wird begrenzt im Westen von Liverpool-Street-Station, im Osten von Commercial-Street (einer nördlich verlaufenden breiten Seitenstraße von Whitechapel-High-Street), im Norden vom Güterbahnhof des Great-Eastern Railway und im Süden von Brushfield Street. Innerhalb der eben angeführten Begrenzungen lebt auf 74 Acres (englischen Morgen) eine Bevölkerung von etwa 25.000 Seelen, so daß auf 1 Acre Grundfläche 311 Bewohner kommen. Es ist das eine Zusammenpferchung menschlicher Wesen, wie sie kaum in den volkreichsten Gassen Neapels zutage tritt. Man halte sich nur gegenwärtig, daß im Durch-

schnitt in London 57 Bewohner auf einen Acre gezählt werden und daß in dem wegen seiner Menschenüberfüllung so verrufenen Whitechapel der Acre nur erst 195 Bewohner faßt — demgemäß ergibt sich für Spitalfields, im Vergleich mit Whitechapel, ein Plus von 116 Seelen auf den Acre. Diese Tatsache wird noch erschwert durch den Umstand, daß der nächste öffentliche Park, in welchem die Bewohner von Spitalfields frische Luft schöpfen könnten (Victoria-Park), 2 Meilen (3 Kilometer) entfernt ist. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung sind Fremde und Israeliten, letztere, wie bereits mehrfach erwähnt, meist aus Polen und Rußland, die ihre heimatliche Kleidung, ihre heimatlichen Gebräuche streng beibehalten.

Beim Eintritt in die Gassen und Gäßchen von Spitalfields glauben wir, es seien die mittelalterlichen Judenquartiere, die Ghettos, wieder in die Flucht der Erscheinungen getreten. Alles präsentiert sich hier grau in grau, alles trägt den Stempel der Armut, Trübseligkeit und Hoffnungslosigkeit.

Hier ist der Begriff der Lebensfreude etwas völlig Unbekanntes — leben heißt hier: das Dasein in einem feuchten, übelriechenden Kerker, abgeschnitten von Sonne und Luft, dahinschleppen. Man könnte den Kern von Spitalfields mit dem Hamburger Gängeviertel, wie es sich vor einem Vierteljahrhundert zeigte, als es noch nicht von der breiten Weststraße durchschnitten ward, vergleichen, doch fällt der Vergleich noch immer sehr zuungunsten von Spitalfields aus. Im Hamburger Gängeviertel erblickte man hier und da noch einen Blumenstod an einem Fenster, man hörte bisweilen ein lustiges Lied singen, man sah barfüßige Kinder munter und vergnügt herumspielen — aber hier in den Gassen dieses Londoner Gängeviertels fehlt auch der leiseste Anklang an eine schönere und freundlichere Welt. Selbst wenn die Sonne am Himmel leuchtet, liegt hier ein feuchter, zäher, klebriger Schleim auf dem Pflaster, widrige Ausdünstungen affizieren die Geruchsnerve, der Fuß tritt auf allerlei Abfälle, hier und da schaut man durch eine offenstehende Haustür in einen schwarzen Schlund, der wie der Eingang zur Unterwelt anmutet. Dürftig gekleidete oder zerlumpte hohlwangige Gestalten huschen wie Gespenster an uns vorüber, überall erblickt man schmuzige Ankündigungen billiger Schlafstellen zu 5 bis 6 Pence, bisweilen stoßen wir mit einem Betrunknen zusammen, der sich nur mit Mühe auf den Beinen hält. An den Gassenecken kleben umfangreiche hebräische Plakate, die von Männern in langen, fadenscheinigen Kastanen eifrig studiert werden.

Die elendeste und trostloseste unter allen Gassen von Spitalfields ist wohl Dorset Street. Und seltsam, nicht weit von dieser Gasse erhebt sich auf der gegenüber liegenden (östlichen) Seite von Commercial-Street, in welche Dorset-Street mündet, stolz und hochragend die neue Kirche von Spitalfields, majestätisch und imposant herniedersehend auf das sich unter ihr ausdehnende Reich des Elends und der Verwahrlosung, als wolle sie sagen: „Blicket zu mir empor, ich bin euer Rettungsanker!“ In gewissem Sinne, wenn wir uns dabei nicht auf den dogmatischen, sondern auf den Standpunkt werktätiger Menschenliebe stellen, trifft dies auch zu.

Wenn man am hellen Tage Spitalfields durchwandert, braucht man keine Befürchtungen vor einem räuberischen Überfall zu hegen, wenn man nicht gerade allzu augenfällig eine goldene Uhrkette oder eine Diamant-Brustnadel trägt. Auch in der Nacht patrouillieren Policemen durch das Viertel, aber sie können nicht überall sein, können nicht wahrnehmen, was hinter ihrem Rücken in den gewundenen Quergassen, in den dunkeln Höfen, auf den Treppentritten, in den Innenräumen der Häuser geschieht. Spitalfields ist ja der Schauplatz der Morde,

die Jack der Ausschlitzer verübte. So viel verderbte und verbrecherische Elemente wie hier finden sich in keinem anderen Bezirke der Themsestadt zusammen. Nach Spitalfields flutet sowohl aus dem Vereinigten Königreiche wie vom Festlande her ein Strom von Leuten, denen niemand gern auf einsamer Landstraße begegnen würde. Freilich, der Hauptteil der Einwanderer in Spitalfields, insbesondere die polnischen und russischen Israeliten, sind ehrliche, aber blutarme Menschen, die in den neuen Verhältnissen den Abstand von ihrer früheren, ebenso armseligen Existenz kaum so schwer empfinden.

Nur die Feder eines Zola vermöchte die Zustände in Spitalfields wahrheitsgetreu zu schildern. Im Bereich einer Meile ($1\frac{1}{2}$ Kilometer) von der Bank von England mit ihren Millionen, hart am Saum der City mit allen ihren Schätzen und Reichthümern liegt ein Bezirk, in welchem Männer und Frauen wie die Tiere dahinleben. Sie kümmern sich nicht um die öffentliche Meinung, fragen nicht nach der Unschuld ihrer Kinder, sie schämen sich nicht, in viehischer Trunkenheit die Straßen zu durchtaumeln, sie stehlen und sie prügeln sich, als ob sie keine Nachbarn hätten, und sie liegen zusammengekauert auf den Türstufen, als ob es keine werktätige Menschenliebe in London gäbe. In äußerster Dürftigkeit geboren, schlecht ernährt, schlecht gekleidet, in elenden Wohnungen, sind viele von ihnen nichts Besseres als bemitleidenswerte Tiere, schon von der Geburt an degeneriert und nicht imstande, etwas zu leisten. Die Zustände, unter denen sie hier wie in Herden beisammen leben, verhindern jedes Gefühl der Unschuld, des Anstandes, der Keuschheit. Die Kinder blicken ohne jedes Mitleid, ohne jede Erregung auf die brutalen Prügelstrafen und die zerbeulten Gesichter ihrer Eltern. Ein Policeman sah einmal ein Kind auf dem Treppenflur spielen, dessen Gesicht ein zerrissene Kleidung mit dem Blute seiner eben ermordeten Mutter besudelt war. Man ist hier so gewöhnt an gellendes Geschrei, an laute Flüche und Verwünschungen, welche anderswo selbst erwachsene Männer und Frauen mit Furcht und Entsetzen erfüllen würden, daß die Kinder, wenn sie dergleichen hören, ihr Spiel keinen Augenblick unterbrechen.

Bei Tag wie bei Nacht füllt eine sich nie vermindernde Menge von völlig heimatlosen und bettelarmen Männern, Frauen und Kindern die Gassen von Spitalfields. Ein Mord ist hier eine Sache, von der nicht viel Aufhebens gemacht wird, höchstens daß er die Gemüter für ein paar Sekunden erregt. Bauergemachte Treppen, die selbst um die Mittagszeit stockdunkel; Treppenfluren, die bei Nacht nicht erleuchtet sind; ein gemeinschaftlicher Abort für eine große Zahl von Familien; bis zum Erdrücken mit Menschen vollgestopfte Räume und ununterschiedenes Gemisch der Geschlechter; Haustüren, die das ganze Jahr hindurch niemals geschlossen werden und zu Stiegen und Fluren führen, welche als Schlafräume für Männer, Frauen und Kinder dienen; der überall herrschende grauenhafte Schmutz; der zigeunerhafte, stets die Scholle verändernde Charakter der Leute — das ist die äußere wie innere Signatur dieser höhlenartigen Wohnungen.

Und von all diesen Dingen ahnt die überwiegende Mehrzahl der Bewohner Londons nichts. Die Cityausleute wissen von Spitalfields nur: „daß es irgendwo im Ostend liegt“.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in West-Neuguinea von J. W. van Sille.

Nach dem Holländischen.

(Mit einer Karte.)

Niederländisch-Neuguinea wird in drei Abteilungen eingeteilt: Norden, Westen und Süden, die durch Kontrolloren verwaltet werden. Aus Mangel eines passenden Standplatzes wurden die beiden letzten Abteilungen vorläufig zusammengefügt, und der Gouverneur von Nord Neuguinea nahm seinen Aufenthalt in Manokwari, der von West- und Süd-Neuguinea zu Fakfa.

Fakfa erfüllte alle Anforderungen einer solchen Niederlassung: gutes Terrain, gute Lage für die gesundheitlichen Verhältnisse, Vorhandensein von Trinkwasser und eines Ankerplatzes für die Paketdampfer.

In den Kalksteinen, die die Hauptformation von ganz West-Neuguinea bilden, fließt das Wasser rasch ab. Das nötige Trinkwasser liefert der Fakfafluß. Zur Zeit der Niederlassung war Fakfa beinahe unbewohnt, doch gab es viele kleine Niederlassungen in der Nähe, und hie und da, besonders in Tubi Seran, wohnten fremde Händler, die alle bald in den neuen Hauptort übersiedelten.

Die einheimische Bevölkerung steht unter Landesfürsten, welche den Titel Radschah führen. Als solche Radschahs verdienen genannt zu werden: die der 4 Papuischen Inseln, die Oninsche Radschahs, die von Kowiai, Aiduma und vielleicht auch die östlicheren: von Rapia, Atara etc.

Der Ort Fakfa liegt an der Südküste der Halbinsel Onin. Onin bedeutet auf Ceramisch Haupt. Dem vornehmsten Teil des besuchten Landes gaben die Händler gleichfalls diesen Namen. Wirklich wird die Strecke, auf der im 17. Jahrhundert hauptsächlich Handel getrieben wurde, namentlich die von Rumbati, gegenwärtig als Onin bezeichnet.

Die Oninsche Sprache ist eine Verballhornung des Ceramischen und wird etwas verändert auch in Kowiai gesprochen. Längs der Küste spricht man lingua franca. Die stark mit Ceramischem Blut vermengte Bevölkerung nennt sich Papua und ist moslemitisch.

Der gegenwärtige Ort Fakfa lehnt im Osten gegen die gleichnamige Bai und nähert sich im Westen der Bai Timberuni. Das westliche Stück ist flach und heißt Paras. Darauf fiel die Wahl des Residenten für die erste Niederlassung. Vorher stand ein Haus am Meer, bewohnt von Halifurus (eigentlich Bewohnern des inneren Berglandes) von verschiedenen Stämmen, die mit dem westlichen Kamp Kapaur Tutin im Krieg waren. Diese Bewohner erklärten, daß sie gegen eine Niederlassung des Gouverneurs nichts einzuwenden hätten; sie forderten für den Grund und Boden keinen Preis, doch gab ihnen der Resident ein Geschenk.

Nach der Tradition gehört das Küstengebiet zwischen der Mündung des Fakfaflusses und Lengewaboom an der Timberunibai mit zugehörigem Hinterland dem Bergstamme Dandar. Mit stillschweigender Zustimmung der wenigen Dandarmani (Menschen von Dandar) wohnten Matasmadi auf diesem Küstengebiet. Sie stellten sich dann an, als ob sie für die Dandarmani berechtigt wären, mit Fremden über das Land zu verhandeln; sie verkauften das Gebiet mit einem darauf gelegenen heiligen Brunnen an die Niederländische Kompagnie. Es wurde

dann ein Vertrag geschlossen, insolgedessen die Dandars ihr Gebiet dem Gouverneur abtraten.

Das Binnenland der Dninschen Halbinsel ist wenig bewohnt und wegen Mangels an fließendem Wasser auch schwer bewohnbar. Das Gebirge ist steinig und steil und die Fußpfade darüber sind für einen nicht dem Papuastamm Angehörigen schwer gangbar, da sie vorzugsweise über umgefallene glatte Baumstämme laufen.

Anfangs schien die Außenbevölkerung weniger lästig zu sein als die nahewohnende. Die der Geelvinkbai vor allem scheint sich von der östlichen ungünstig zu unterscheiden. Der Kontrollor von West- und Süd-Neuguinea dachte von den Bewohnern von Kapaur sehr unvorteilhaft. Doch lernte man später auch die Bewohner des äußersten Ostens von einer minder angenehmen Seite kennen. Bei dem gewohnten Besuch des Paketdampfers „General Peel“ gingen drei Schiffsoffiziere zu Selerike an Land, um selbes in Augenschein zu nehmen; sie kehrten nicht zurück und wurden möglicherweise von den Eingeborenen aufgeessen. Sie machten auch einen Anfall auf die Wachtschaluppe. Ferner ging die Bevölkerung dieser Strecke, als Tugere (Messerträger) bekannt, auf Streifzüge auf englisches Gebiet, was diplomatische Schreibereien zur Folge hatte.

Deshalb wurden auf einem Kriegsschiff vier Reisen in die Nachbarschaft unternommen, um an der Mündung des Meraukflusses den Platz für eine neue Befestigung zu suchen.

Durch einen Staatsakt 1901 wurde die Abteilung Süd-Neuguinea von dem Westen getrennt; die erste wurde der Residentschaft Ternate abgenommen und zu einem selbständigen Assistent-Residentensitz gemacht. Der erste Assistent-Resident wurde der frühere Chef der kombinierten Abteilung J. A. Kroesen, auf dessen Betreiben die Neuerung eingeführt worden war. Der Sultan von Thore trat seine Rechte auf diesen Teil seines Nominalgebietes an das Gouvernement ab. Die Abteilung West-Neuguinea hat seitdem Kap Steenboom zur östlichen Grenze.

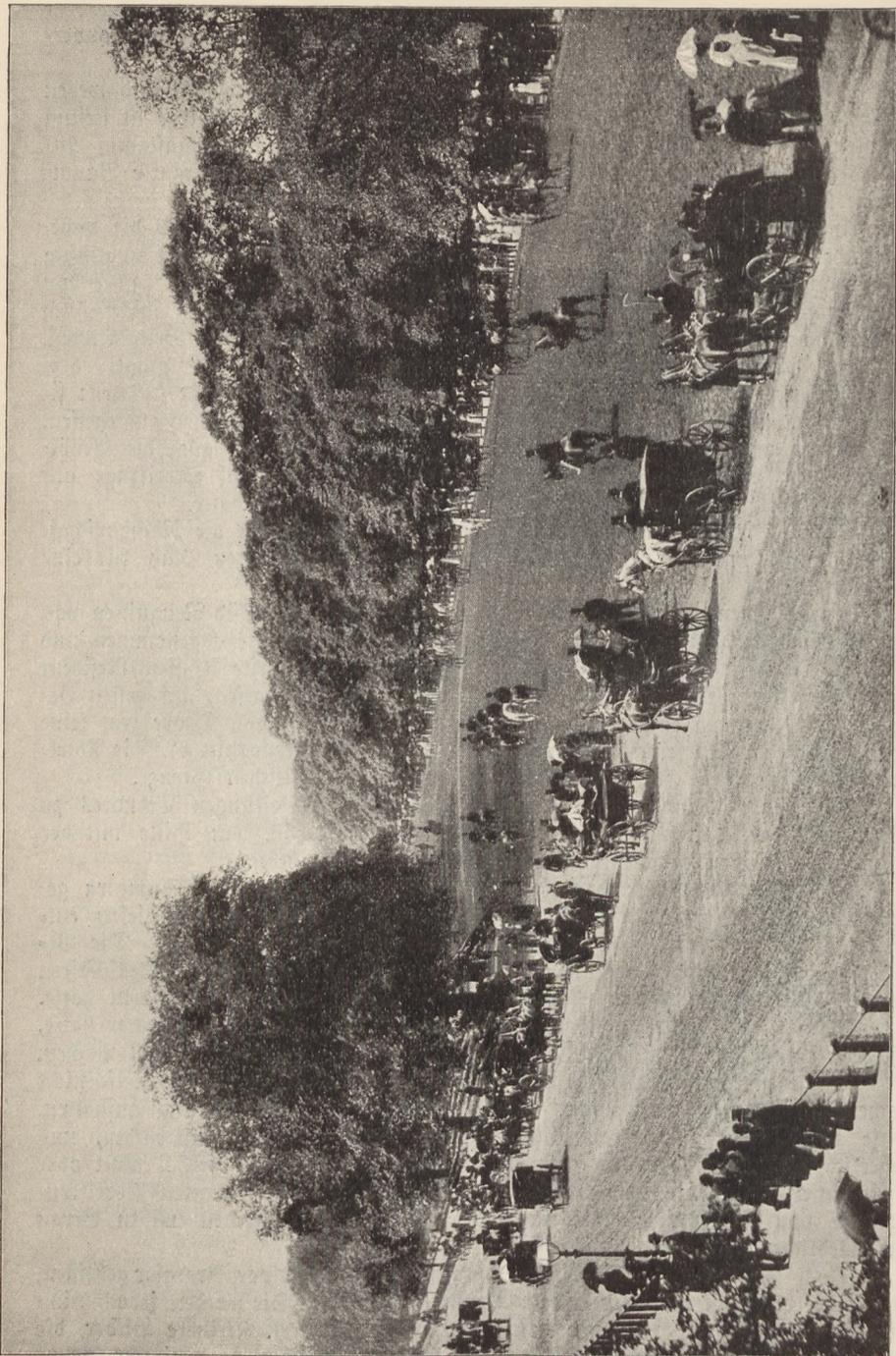
Im Jahre 1902 wurden die Neu-Guineaschen Abteilungen Ternates zu Assistent-Residentschaften erhoben und später wurde J. W. van Hille mit der Leitung der Assistent-Residentschaft von West-Neuguinea betraut.

Zu Ende 1901 war derselbe aus Indien, wo er stets auf Sumatra gedient hatte, auf Urlaub nach Europa zurückgekehrt. Der Übergang nach diesem entfernten Osten war sehr groß, nicht nur, was die Entfernung betrifft. Die Bevölkerung ist von einer ganz anderen Rasse und besitzt ganz andere Eigenschaften als die, welche Hille in dem Molukfisch-Malaischen Reich kennen gelernt hatte.

Sobald sich Hille in Fakfal mit der Situation vertraut gemacht hatte, beschloß er auf Reisen zu gehen, um mit den Personen Bekanntschaft zu machen.

Tiefgehende ethnographische Untersuchungen kann man auf kurzer Reise nicht machen; denn dazu müßte man sich lange unter der Bevölkerung aufhalten. Diese ist besonders, was den Gottesdienst betrifft, nicht sehr mitteilbar, und äußerlich sieht man bei den Heiden von diesem nicht sehr viel. Tempel oder Steinhäuser sieht man an der Westküste nicht, und die so bekannten Vorelternbildnisse von Neu-Guinea (die Korwaar der Nordküste) werden erst in Berau und nördlicher regelmäßig angetroffen.

Doch kommen auf der Dninschen Halbinsel wohl Bilder vor, Ararasar geheißten, ein Name, den man auch für andere Amulette gebraucht. Sie werden jedoch nicht mit einer bestimmten einzelnen toten Person identifiziert. Kleinere Bilder, die man als Talismane auf den Prauws (indischen Schiffen) wahrnimmt, nennt man Notan, weil man sie an den Notanschen Prauwen kennen lernte. Notan



Rowen Boat in London. (Bl. S. 159.)
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

ist der Ceramische Name für die Radscha Ampat, während man hier beinahe ausschließlich Misool darunter versteht.

Der Papua glaubt an das Vorhandensein vieler böser Geister. Er nimmt sich vor ihnen in acht und hängt an den Orten, wo er ihren Aufenthalt annimmt, Lappen auf, um ihren Zorn zu beschwören. Aus Furcht, sie zu erzürnen, sind verschiedene Handlungen verboten (im Kapaurischen: pohon). Dieses Wort heißt auf Malaisch „pemali“ und deshalb nennt man dort die Geisterplätze: Pemalipläze.

Das Töten einiger Tiere ist „pohon“, da man von ihnen abzustammen behauptet; so war an einigen Strecken die Jagd auf Paradiesvögel verboten;



Regent Street in London. (Zu S. 159.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

doch da die Preise dieser Vögel stiegen, wurden die Pemaliorte auf einzelne Bäume beschränkt. Ein sehr verhängnisvoller Glaube ist der an Vampyre.

Die meisten ethnographischen Besonderheiten vernahm Hille bei Besprechung von Rechtsfällen vor dem Rapat und durch besondere Besprechung mit den Häuptern. Von den Bewohnern bekam Hille, als er die Kampongs besuchte, wenig zu hören. Die Schwierigkeit liegt in der Sprache und auch in der Unmöglichkeit, die Leute in so kurzer Zeit zu vertraulichen Mitteilungen zu veranlassen.

Die erste Reise ging von Kowiai nach Lakahia. Morgens gegen 8 Uhr von Fakfat aufbrechend, kam Hille gegen Mittag zur Karasgruppe, welche aus den kleinen Inseln Tuburuasa und Faur besteht, die steil aus der See aufragen, und der größeren Insel Groot Karas oder Karas Laut.

Auf der ersten Insel liegen die Kampongs Tuburuasa, Doffepenuan und Tarah, alle unter dem Häuptling des erstgenannten Kampongs stehend. Auf Faur liegen Faur und Kiaba, unter einem Sengadscht und einem Häuptling, während auf Karas der Kampong Mas gelegen ist, unter einem Major und einem „Aufseher“ und Tamisa unter einem Häuptling.

Der Titel Aufseher ist auch sonst in der Abteilung allgemein. Man verstand sichtlich ursprünglich darunter die Person, die in Abwesenheit des eigentlichen Hauptes mit der Oberleitung betraut war; doch ist das Haupt vorhanden, so behält dennoch der Aufseher seinen Titel und genießt ein gewisses Ansehen.

Die Bewohner der Inseln haben eine gewisse Bildung und sind Moslims. Mas ist einigermaßen bekannt als der Ort, wo allerlei Artikel aus Pandanusblättern geflochten werden. Die Taschen (Tomans), welche die Halifurus im Urin-schen über den Schultern zu tragen pflegen und die zur Aufbewahrung von Kleinigkeiten dienen, werden zumeist von den Frauen zu Karas gemacht. Die Tomans und Dosen, die Hille da gesehen hat, werden vermutlich auch von dem größten Bewunderer der papuanischen Kunst nicht schön gefunden. Die Figuren darauf waren sehr einfach und nur durch die verschiedenen Farben (gelb, rot und schwarz) der sehr harten Blattrippen gebildet. Zumeist gewinnen die Karasser ihren Unterhalt durch Fischen von Tripang und Muscheln und durch den Handel mit der Sebakorbbevölkerung.

Die genannten Inseln haben eine sehr eintönige Küste. Das feste Land ist im Osten niedrig und so weit entfernt, daß man nichts unterscheiden kann. Von dem noch entfernter gelegenen Bergland von Patimuni im Norden und Mumawa im Süden ist auch nur wenig zu sehen. Auch vom Standpunkt der Schifffahrt ist die Bai nicht günstig.

Nicht weit von Mas ankert man in 30 bis 40 Faden Wasser; kommt man dichter heran, dann besteht Gefahr, daß die Ankerkette sich unten an Korallenriffen festhakt und man sie nicht mehr heraufziehen kann. Mehr östlich liegen überall in der Bai Riffe. Bei einem Zug nahe der Oberkante muß ein Mann im Mastkorb nach der Wasserfarbe ausgucken und den Kurs zwischen den Untiefen angeben.

An dieser Oberküste liegt Kulkadi, eine Art Kamp, wo sich die Bewohner von Faur einen großen Teil des Jahres aufhalten und wo zuweilen auch Faksakische Händler wohnen. Da wird der dort gefischte Trepang gekocht und die Muscheln werden angebracht. Von da aus geht man in das Land der Sebafors auf die Vogeljagd und die Sebafors kommen mit ihren Produkten her. Dieses Land ist flach und bildet einen Übergang nach Karusa an den durch Adi begrenzten Binnensee.

Von Kulkadi rudert man in einem halben Tage nach dem südöstlich mündenden Fluß Masewakwai und in diesem möglichst weit hinaus. Von da läuft man in einem halben Tag bis an den Mandewakfluß, links vom Berwai, der bei Karusa mündet. Das Stromabfahren fordert einen Tag. Die steile und hohe Seenung Baik und das weitere Bergland von Kumawa wird längs des genannten Weges abgeschnitten.

Auch nach dem Macclurgolf muß man nur überfahren, ohne Berge zu erklimmen, und man gelangt dann in die von Berauern bewohnte Strecke östlich von Arikwana. Sowohl das Onische, wie das Koemawasche Gebirge steht also ganz isoliert da.

Die Sebafors sind Heiden und stehen an Kultur unter den Karassern; in früheren Zeiten waren vor allem sie das Ziel von Sklavenjagden. Gegenwärtig,

wo sowohl der Sengadschi von Faur als auch der Radschah von Raimana sie für sich zu gewinnen trachtet, werden sie möglichst gut behandelt.

Just wegen der Sebators interessiert man sich für die Grenze zwischen Karas, Adi und Kowiai. Vorläufig ist die Wasserscheide als solche angenommen, aber die Sebators halten sich bald auf der einen, bald auf der anderen Seite auf und die Karas'schen Händler ziehen durch das ganze Land und halten einen zwar nur zeitweiligen, aber langandauernden Aufenthalt auf der im Norden von Adi gelegenen Insel Kelimala. Minder kümmert man sich um die durch die Wüste Kumana laufende Grenze, welche Gegend ganz unbewohnt zu sein scheint.

Es ist nicht möglich, in einem Tage die Nautilusstraße von Fakak aus zu erreichen. Selbst von Karas aus ist es eine schwere Tagereise. Zur Nacht anzulaufen ist nicht erwünscht. Beim Fahren längs der Küste von Neuguinea ist es überhaupt nötig, gut auszuschaun. Die Karten sind unvollkommen, und die starken Strömungen setzen das Boot öfter außer Kurs.

Die nördliche breite Bai heißt Sanggala, von Rechts Spielmannsbai genannt; die südliche, viel kleinere, heißt Wap-Bai. Die erste ist während des Südost-Monjuns, die letztere während des West-Monjuns zu wählen.

Von Wap erreicht man in einem Tage durch die Nautilusstraße Raimana, das zwar nicht der Hauptort, aber das Handelszentrum von Kowiai ist. Es liegt am Nordwinkel einer Bai, die durch die Landzunge Simora im Westen und Bitjaru im Osten beschirmt wird. Im Süden liegt die Insel Adi, zu weit, um Schutz zu bieten; aber Bänke bewirken, daß auch bei Sturm von ihrer Seite die Küste fahrbar ist. Der Abfall des Strandes zum Meer ist regelmäßig, aber ziemlich steil. Schiffe können dicht bei Land ankern und dann aufs Trockene gesetzt werden.

Am Strande, der durch ein sumpftartiges Gebiet von dem dahinterliegenden Bergland getrennt wird, stehen etwa fünf größere Häuser; zwei gehören dem Radschah, zwei arabischen Händlern und ein Toko der Niederländischen Neuguinea-Handelsgesellschaft. Die Untertanen des ersteren haben dort ein paar niedere Hütten zum Aufenthalt.

Man sieht es in Kowiai deutlich, daß da wenig Umstände mit dem Wohnen gemacht werden. Die in Onin gebräuchlichen Pfahlbauten sieht man hier wenig. Die auf dem Strand gebauten Häuser bestehen aus nicht viel mehr als aus einem gestützten Dach, das ohne viel Mühe abgebrochen werden kann. Ortsveränderung kommt denn auch oft vor, und man findet viele Kampongs verlassen. Dann sind alle Einwohner behufs Einsammlung von Busch- und Seeprodukten ausgezogen. Groß ist die Bevölkerung überhaupt nicht; im Vergleich mit Kowiai kann man Onin dicht bevölkert nennen.

Der Häuptling von Raimana führt den Titel Radschah komisi und ist nominell dem Radschah von Kowiai untergeordnet, der zu Namatotte auf der gleichnamigen Insel residirt.

Längs der Argunibai streckt sich dieses Gebiet weit nach Norden. Diese wurde im Jahre 1858 durch die Expedition der „Atna“ besucht. Der Schaluppenzug nach innen wurde wegen Mangels an Lebensmitteln und Wasser vorzeitig abgebrochen; man erhielt keine Gewißheit, ob es da einen Argunifluß gebe oder eine Verbindung mit dem Macclurgolf oder der Geelvinkbai. Trotz Gegenwänden unternahm Hille eine Fahrt nach der durch die Atnaexpedition nicht besuchten Binnenbai. Später ist er mehrmals in der Bai gewesen. Nahe an den Ufern des Eingangs gibt es Bänke, doch da er einen Kilometer breit ist, ist Raum genug zur Durchfahrt.

Die Ufer der ersten beiden Binnenbäien sind hoch, die engen Durchfahrten zwischen der ersten und zweiten und der zweiten und dritten Innenbai mit ihren roten Wänden und dunklen kreisenden Wassern sehr schön. Halbwegs zur ersten Innenbai sieht man südöstlich einen Durchgang zwischen den Bergen. Es ist da ein flacher Pfad nahe von Sijandang, dem Fluß von Bitjaru. Das Gebirge hinter der Kaimanabai steht ganz isoliert. Nördlich ziehen die hohen Berge von Snowo, Hodi, Tonggaran und Njurdamis.

Das Ostufer bleibt also steil, der Weststrand wird nach Norden niedriger. Im Hintergrund sieht man wohl noch Hochland, und der große Kampong Warrienna zeichnet sich deutlich darauf ab, doch die Küsten sind niedrig. Endlich im Nordwestwinkel, neben dem Berg Swarok, sind im ganzen keine Berge mehr zu sehen. Da mündet der Fluß Bianongga. Wenn der Papua einen Tag lang gegen die starke Strömung hinaufrudert, erreicht er das Ende des Buschpfades, der ihn in einem Tag an den Sararifluß bringt, rechts von der Kaitero, die in den östlichen Teil des Maccluegolfes fällt. Noch kürzer ist der Übergang zur Sjuga, die östlicher in die Wagura mündet. Jedoch ist dieser Weg jumpfig. Diese beiden ersten Binnenbäien sind sehr tief. In der dritten Bai vermindert sich die Tiefe rasch und die vierte hat auch einen schnell ansteigenden Boden.

Tefara und Tonggaran im nördlichen Golf werden mittels Kahns besucht.

Bei Hilles erstem Besuch war in Tonggaran nur hie und da ein Haus zu sehen; später stand ein Haus dicht am Wasser. Der im Meer stehende Kampong Tefara war bereits bei Hilles erstem Besuch verlassen. Bei seinem letzten Besuch in der ersten Binnenbai kamen von allen Seiten Fischerprawns auf das Boot zu. Die Menschen hatten nichts zu fragen, sie kamen sich nur melden und ihre Wohlgesinntheit zu zeigen. Der Senggadi von Bekorrat, der auch beim Fischen war, kam in einer Schute mit seiner Frau an Bord. Er war zuerst ganz unbekleidet, und als Hille ihn rufen ließ, mußte er sich erst deforieren. Doch scheint die Bekleidungskultur bei den Arguniern fortgeschrittener als bei den Kamrauern.

Die Elite der Kamrauer sind die Bewohner des wegen Vogeljagd und Einsammelns von Seeprodukten vielbesuchten Karufas, die denn auch zum Islam übergetreten sind.

Im Osten von Kaimana nimmt die Steilheit der Küste zu. Der Strand wird schmaler und später kann man bei niederem Wasserstand über Korallenbänken zu Felsen kommen, in denen sich Tropfsteinhöhlen befinden. Längs Kap Bitjaru kommt man wieder in eine Bai, der Rechts den Namen Quaelbergsbai gegeben hat. Eine spätere Kommission nannte sie die unrechte Spielmannsbai, doch fand sich kein geeigneter Platz für eine Niederlassung, indem nirgends mehr als 100 Meter Raum war und viele Risse das Fahrwasser gefährlich machten. Diese Gefährlichkeit ergab sich bei einer späteren Aufnahme durch den Regierungsdampfer „Kaaf“, der sie zickzack durchkreuzte, nicht. Hille traf nur längs des Ufers eine breite Korallenbank an, die sich im helleren Wasser unförmig abzeichnete, wie der berühmte Seegarten in der Bai von Ambon. Bis zur Bitjarubai streckt sich der Nordpunkt der Insel Namatotte aus, welche durch die Sophiestraße vom Festland getrennt ist. An beiden Ufern dringen tiefe Fjorde ins Land ein und die zerklüfteten Wände sind so steil, daß keine Vegetation Raum findet. Am tiefsten dringt die Kaafbai ein; in sie mündet der Fluß Emba, ferner der Wanglora und der Waresa.

Der Ort Namatotte, der Sitz des Radschah von Kowiai, wird durch einen isolierten Berg von der Südküste der Insel getrennt. Auch im Norden des

Kampongs erhebt sich steiles Gebirge. Die Gelegenheit zur Schiffahrt ist günstig, aber wer da glaubt, eine Stadt anzutreffen, irrt sich. Er findet nichts als das Grab eines früheren Radschah und neben einer baufälligen Moschee etwa vier Häuser. Von den Bewohnern sind gewöhnlich nur wenige anwesend, und das ist nicht zu verwundern. Fremde traf Hille da nicht; die Ankäufer der Produkte wohnen in Fakkal oder Raimana.

Kap Aiwa, das Südostende der Sophiastraße, ist die Westgrenze der Tritonbai, deren westlicher Teil von den Inseln Semiu und Mawara eingenommen wird. Wegen der vielen Klippen muß das Fahrwasser gefährlich sein. Daran liegt der Kampong Mawara, wozu Lobo gehört, an der Westküste der Bai. Im Februar 1903 traf Hille zu Lobo keinen Kampong an; nur ein Dach am Strand und verwilderte Pflanzungen kündeten, daß es hier Bewohner gegeben hatte. Von dem Zählbeamten, der den Ort vor drei Jahren besucht hatte, vernahm Hille, daß er dort sehr ungesund aussehende Menschen mit dicken Bäuchen und dünnen Beinen gesehen hatte. Der alluviale Streifen, der bei der Flußmündung in einen Rhizophorenmorast übergeht, scheint für die Gesundheit sehr nachteilig zu sein.

Von der Tritonbai ist in ein paar Stunden die Kamka-Wallar-See zu erreichen. Dort fand der Kontrollor Van der Meulen im November 1901 keine Bewohner an.

Das reiche Aiduma muß auch zu Namatotte gerechnet werden. Es liegt am Westpunkte der Insel, die durch die Irisstraße vom Festland getrennt ist. Außerdem liegt auf der Nordküste der Insel das ausgebreitete Wakala, dem ein Major vorsteht.

Das östliche Eiland Dramai war bei Hilles erstem Besuch unbewohnt. Später befanden sich da einige Leute von Raju Merah. Das kleine Stück offene See zwischen Dramai und Raju Merah kann ungestört genug sein. Die Küste mit den Kaps Nambima und Bajomah ist sehr steil, und die Schiffer sollen froh sein, wenn sie um den Nordwestpunkt Tandjong Tjilaka der Insel Saraura vorbei sind.

Bei der Insel Koriawa wird die Küste wieder hoch; weiter im Westen wendet sich das Gebirge von der Küste ab. Seltsam ist beim Hinauffahren der Mirawoi, die übrigens im Unterlauf durch Strandmoraste strömt, daß man bei einer Bucht lotrechte Ufer sieht.

Die Halbinsel Wikrombus endigt in steile Felsen, aber sie hat sowohl an der Nord- als auch an der Südküste flache Stellen. Hinter der Halbinsel wird die Küste wieder plötzlich felsig. Die Steilheit der Küste hält bis zum Ende der folgenden Binnenküste an, die selbst nicht minder steil ist. Zwischen steilen Bergketten strömt im Tal der schnellfließende, bloß zwei Meter breite Maurata.

Durch das steile Kap Awura ist die Raju-Merah-Bai von der Sakahia-Bucht geschieden. Auch deren Ufer sind steil. Allein an der Mündung der Kambelangan ist ein Stück sandiger Strand und dann stößt Kap Sawatiara an, wo die Ufer minder hoch sind. Zwischen Tepsiai und Huransiai in der Innenbai hat man eine hohe Felswand vor sich, aus der donnernd ein Bach stürzt. Der gebräuchlichste inländische Name der Bai ist Kiruru. Das Gebirge verläßt hier die Küste, um dem linken Ufer der Bai zu folgen; weiter gegen Osten ist es nicht mehr so hoch. Das rechte Ufer ist nieder und größtenteils sumpfig; eine breite Bank streckt sich im Westen aus und macht das Fahrwasser bei Sawatiara schmal. Aus diesem Alluvialboden erheben sich einige allein-

stehende Berge, so das aus einem Felsenblock bestehende Eiland Bawia, das Bombura= und nahe der Küste das Burugebirge.

Die Steinkohleninsel Takahia ist bereits lange bekannt; aber die hier lagernde Kohle will nicht brennen, und das Urteil über die Bevölkerung lautete sehr ungünstig. Bei Hilles erstem Besuch auf Takahia (März 1902) fand er daselbst keinen Menschen. Ein an einen Stock befestigtes Blatt wies auf die Mündung der Tarera, wo die Kampongs Olla und Biru lagen. Man zündete ein Feuer an, doch niemand erschien. Um einen Platz für die Befestigung zu suchen, durchfuhr Hille die ganze Bai. Nirgends fand sich eine Zwischenform zwischen Strandsumpf und Berg, und nirgends eine Spur von Bewohntheit.

In der östlichen Bucht war die Tiefe gering; gegen das Gebirge an der Nordostküste zeigte sich ein lichter Fleck, der der Kampong Kiruru sein sollte. Mit der Schaluppe ging Hille längs des Nordufers, das hoch und steil und sehr eckig ist. Am nordöstlichen Ende entfernt sich das Gebirge weiter vom Wasser und letzteres ist durch Wurzeln versperrt. Die Flußmündungen, welche die früheren Karten angeben, sucht man hier vergebens. Im Süden der Bai fanden sich Zitronenbäume, Überbleibsel des früheren Kampongs Timbona. Auf der Rückfahrt wurden einige Gerippe von Hütten gesehen. Hille fuhr auch den Fluß Beremasa hinauf, doch dieser teilte sich wieder . . . und nirgends ein Mensch!

Endlich wurde bei Bawia geankert, wo der Fluß Urema mündet. Am folgenden Morgen wurde in diesem hinaufgerudert; es zeigten sich hier Spuren von Menschen. Ungefähr halbwegs kam eine Prauw in Sicht. Der Schreck der Schiffer war sichtlich groß, doch Zurufe beruhigten sie. Später sah Hille bis sieben Prauws. Er vernahm, daß alle Bewohner der Bai sich wirklich am Urema aufhalten.

Die Einwohner waren mit dem Plan, daß sich ein Verwaltungsbeamter in der Bai niederlassen sollte, sehr einverstanden. Sie wollten helfen, einen guten Platz für die Niederlassung zu suchen. Sie zeigten zwar nicht viel Vertrauenswürdigkeit, aber die Angst vor den Trompaungs, mit denen sie in Fehde lagen, bestärkte sie in ihrem guten Verhalten.

Das erste Ziel des Zuges war der verlassene Kampong Baik. Durch die Koseriawa fahrend, sah Hille den Berg rechts, während es links nur Sumpfland gab. Baik steht auf dem Sumpf, den niederes Wasser bloß läßt; der Trockenstand war nur für ein Haus groß genug. So konnte eine Niederlassung hier nicht in Frage kommen. Nun riet man Hille Kap Sawatiara an. Offenes Wasser ist da nicht zu sehen, weil Takahia vorliegt. Nördlich vom Kap ist ein Stück Strand, das nach der Mündung der Wariep in Sumpf übergeht. Längs des Bodens liegen große Steinblöcke, ein richtiger Strand findet sich nicht vor.

Die Neede von Lewatiara liegt aber gegen den Südwind ganz offen. Deshalb muß sie während vieler Monate im Jahr unbrauchbar sein. Auch sind die Ufer sumpfig und nur nach langen Bemühungen konnte gelandet werden.

Hille konnte sich nicht lange aufhalten, denn es dunkelte schon, und es glückte ihm kaum, mit Einbruch der Finsternis in die Schaluppe zu kommen. Vier Monate später kam Hille wieder nach Sawatiara und fand dort sehr wenig Menschen, da die meisten beim Sagoklauben waren. Doch standen auf dem Strand ziemlich gute Häuser, und man hatte auch etwas Busch gekappt und Pisang gepflanzt.

Hille hörte, daß die Urema vor 2 Monaten von Faunigus angefallen worden waren. Nicht lange danach, am 6. bis 12. August, besuchte der Assistent-Resident der nördlichen Abteilung mit der Neu-Guinea-Expedition von Professor

Wichmann das Samurmeer und suchte bei dieser Gelegenheit eine Frau mit drei Kindern zu befreien, die im November durch den Residenten auf dem Dampfer „Zeemeew“ in ihr Land zurückgebracht wurden.

Die Küste zwischen Sakahia und dem Berugebirge besuchte Sille am 20. April 1904. Anfänglich mußte weit vom Lande gefahren werden, wegen der Bank, die sich von Kap Bahia ausstreckt. Der Kontrollor Van der Meulen traf im November 1901 in diesem Fahrwasser einen Fleck an, wo die See schwarz gefärbt war und Petroleumgase aufstiegen; man verabsäumte es jedoch, den Ort auf der Karte zu bezeichnen. Sille suchte vergebens nach der unterseeischen Petroleumquelle.

Auf seinem erwähnten Zug suchte Van der Meulen vergebens in den Umarfluß einzulaufen, welcher öfter noch den über die Aufnahme von Seite der Bevölkerung Aufschluß gebenden Namen „Todschlagfluß“ trägt. Daß hier ohne Handel mit Konterbande keine Schätze zu verdienen sind, fand auch J. M. Dumas, der mit einer Brauw der Niederländischen Neuguinea-Gesellschaft vom März bis Mai 1902 an diesen Küsten verweilte. Die Punkte, worin beiliegende Karte von der Seekarte abweicht, sind meistens nach seinen Anweisungen verändert. So erkennt Dumas, daß Kap Boreru ein Ausläufer des Charles Louis Gebirge ist. Sille dagegen sah später von der Uta-Bai aus, daß das Burugebirge isoliert steht. Dann stellt er die Insel Puriti nicht unter $5^{\circ} 16'$ südl. Br. und $137^{\circ} 42'$ östl. L., sondern etwa 70 Meilen westlicher in die Nähe des Kap Steenboom. Diese letztere, dort Naurio benannt, soll aus dem Delta des Utaflusses bestehen. Alle früher zwischen Uta und Puriti placierten Flüsse stellt Dumas westlich von Kap Steenboom auf, und Uta verweist er nach Westen. Da Dumas keine astronomischen Ortsbestimmungen machen konnte, ist es schwer, die Richtigkeit seiner Angaben zu prüfen. Er erklärt es für unmöglich, daß er an der Pisangbai vorübergefahren sein sollte, ohne es zu merken.

Als Flußmündungen, wo bei niederem Wasser ein Faden steht, die also für kleine Schiffe befahrbar wären, gibt er an: Aindua, Amar, Wamufa, Uta, Bohamau, Wimita und die Westmündung der Uta. Jedoch ist keiner von diesen zum Zufluchtsort bei schlechtem Wetter geeignet. Größer und tiefer als diese ist der in die Pisangbai mündende Newerip. Durch Binnenwasser sind die Flüsse untereinander verbunden, so daß kleine Fahrzeuge aus der Pisangbai nach Kap Buru kommen können.

Mit Ausnahme des Teiles zwischen Kipiak und Uta ist die Küste überall sumpfig und mit Wurzeln besät: bei Wamufa findet man dicht bei der See trockenen Boden. Die Küste wird nur zur Zeit des Westmonsuns bewohnt, weil während des Ostmonsuns die Fischerei durch die hohe See unmöglich wird.

Dumas wurde nirgends von der Bevölkerung belästigt, kam jedoch mit heftiger Malaria nach Fakfa zurück. Diese niedrige Küste ist eben nicht gesund, und fügt man den Mangel von fahrbaren Reeden hinzu, so sieht man wohl, daß sie für eine Gouvernementsniederlassung nicht empfehlenswert ist. Wenn aber ein Regierungsbeamter in Sawatiara seinen Sitz haben wird, dann werden sich da wahrscheinlich auch Händler niederlassen.

Bei seinem Besuch im Jahre 1904 traf Sille auch mit dem Radschah von Kipiak und dem Major von Amar in Sakahia zusammen, die zueinander die freundschaftlichsten Beziehungen hatten.

Die Bevölkerung von Kap Mariki ganz weit im Osten soll die Autorität der Radschahs von Kipiak und Akara anerkennen, ohne daß zwischen diesen beiden Gebieten eine Grenze zu ziehen ist.

Mit Beziehung auf sein Vorhaben betreffs Sawariara fand Hille, daß dieses bereits mehr oder weniger als Vereinigungspunkt diene. Es waren zurzeit schon drei Ceramische Brauen aus dem Osten da. Später kamen noch zwei andere, sich pflichtgemäß zu Fakfat melden.

Astronomische und physikalische Geographie.

Über Schwankungen in der Intensität der Sonnenstrahlung.¹

Prof. Langley berichtet über die am astrophysikalischen Observatorium der Smithsonian Institution in Washington in den Jahren 1903 und 1904, betreffend die Intensität der Sonnenstrahlung gemachten Wahrnehmungen nachstehendes.

Es scheint, daß die Sonnenstrahlung innerhalb kurzer Perioden von wenigen Minuten Schwankungen bis zu 10 Prozent aufweisen kann. Dieselben verursachen Temperaturschwankungen von mehreren Graden über große Festlandsgebiete der Erde. Diese Tatsache ist von so fundamentaler Wichtigkeit, daß man weitere Belege zu ihren Gunsten abwarten muß. Diese Belege bestehen in folgendem:

1. Die Konstante der Sonnenstrahlung wurde an allen dazu geeigneten Tagen bestimmt und auf ihren Wert außerhalb der Atmosphäre reduziert. Dabei fanden sich Schwankungen bis zu 10 Prozent, für die keine sonst bekannte Ursache sich auffinden ließ.

2. Das von einem horizontalen Fernrohre erzeugte Sonnenbild wurde mit dem Spektroskopometer untersucht, um die Absorption der Strahlung in der Sonnenhülle selbst zu bestimmen. Wenn wir annehmen, daß der Wert der Sonnenstrahlung außerhalb unserer Atmosphäre von Zeit zu Zeit rasch auf- und abschwankt, wie dies beobachtet wurde, so kann die Ursache davon nicht in der großen Veränderlichkeit der Temperatur eines so ungeheuer großen Körpers, wie die Sonne ist, liegen, sie muß vielmehr auf der Veränderung der Absorption einer mehr oder weniger hellen, die Sonne umgebenden Hülle beruhen. Dementsprechend sind die beiden Untersuchungen innig miteinander verknüpft; denn wenn eine beträchtliche Zunahme in dem Werte der Sonnenstrahlung außerhalb unserer Atmosphäre stattfindet, müssen wir eine entsprechende Abnahme im Absorptionsvermögen der Sonnenhülle antreffen.

Dies ist in der Tat eines der wichtigsten Ergebnisse der Arbeiten des Jahres 1903/4. Im August, September und Oktober 1903 war die Strahlungsgröße etwa 10 Prozent unter der im Februar 1904 gemessenen. Andererseits zeigten die Messungen der Absorption der Sonnenhülle eine bedeutend geringere Absorption im Februar 1904 als im September 1903.

3. Diese Art Belege für die Schwankungen der Sonnenstrahlung stützt sich auf ein Studium der Temperaturen der nördlichen gemäßigten Zone, gemäß den internationalen Dekadenberichten, die von der deutschen Seewarte veröffentlicht wurden. Aus den bezüglichen Daten sind die Temperaturabweichungen von der normalen seit dem 1. Jänner 1903 berechnet und mit den im Jahre 1903 gemachten Messungen der Sonnenkonstanten verglichen worden. Es ergab sich, daß kurz nach der beobachteten Abnahme der Sonnenstrahlung im März 1903 ein allgemeines Sinken der Temperatur eintrat, was ein natürliches Ergebnis solcher Änderungen sein mußte. Dabei zeigte sich übereinstimmend mit den bekannten Strahlungsgesetzen, daß 10 Prozent der Abnahme der Sonnenstrahlung ein Sinken der Erdtemperaturen um nicht mehr als 7,5° C. hervorbringen konnte, und daß mehrere Ursachen, namentlich die Dgnanz, eine solche Änderung der Temperatur, wie sie aus einer zeitweiligen Abnahme der Sonnenstrahlung von nur wenigen Monaten Dauer sich ergeben mußte, verhindern. Das beobachtete Sinken der mittleren Temperatur über den Landflächen der nördlichen gemäßigten Zone um etwa 2,5° C. im April 1903 scheint somit in guter Übereinstimmung mit den Beobachtungen der Sonnenstrahlung zu sein.

Infolge der ungewöhnlichen Bewölkung im ersten Halbjahr 1904 konnten nur wenige Messungen der Sonnenkonstante, die mit denjenigen von 1903 vergleichbar sind, erhalten werden. Die besten dieser Messungen scheinen aber hohe Werte der Sonnenstrahlung im Februar 1904 und niedrigere in den folgenden Monaten anzudeuten. Dies stimmt im all-

¹ „Americ. Journal of Science“ 1905, Bd. 19, S. 245 und „Sirius“, hrsg. von Professor Dr. Hermann Klein, 1905, S. 174.

Gemeinen mit der in der nördlichen gemäßigten Zone überein; nur war die Sonnenstrahlung im Jänner ebenso hoch als im Februar, der Mangel an guten Wetterbeobachtungen macht aber eine genaue Feststellung unmöglich.

Der neue Bahnbau Donauwörth-Trenchtlingen und die geographisch-geologischen Funde dortselbst.

Von Georg Breu in München.

Schon von jeher hat die Geologie der technischen Wissenschaft sehr viel genutzt; umgekehrt aber hat auch die moderne Technik dem Geologen viele Aufklärungen verschafft, sei es durch einen Tunnelbau, oder auch, wie folgende Zeilen lehren, durch Anlegung einer neuen Bahnstrecke. Gerade beim Bahnbau Donauwörth-Trenchtlingen wurden für die Geologie äußerst interessante Gebiete berührt und aufgeschlossen, nämlich das Jurasytem mit seinen noch vielfach ungelösten Problemen.

In erster Linie wurde dort durch eine erhebliche Anzahl von Bohrungen, die seitens verschiedener Forscher wie Furl, v. Gümbel, Branco, Wilhelm Göz, Fraas gemachte Annahme, der Rieskessel sei vulkanischen Ursprungs, noch mehr erhärtet und so die Existenz eines ehemaligen Riesvulkans neuerdings bewiesen. Man fand dort nämlich sehr viele Grus- und Sandsteine bei Fünfstetten und Monheim. Der Umstand, daß in geringen Tiefen archaische wie jüngere jurassische Schichten gestört und verworfen sind, bildet gleichfalls einen indirekten Beweis dafür, daß wir es hier mit einem ehemals stark bewegten vulkanischen Gebiete zu tun haben. Von all den Ansichten obiger Forscher möchten wir namentlich jene von Branco hervorheben, die nach diesen Befunden am einschneidendsten und am meisten an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Branco sagt nämlich: „Im Ries wurde durch eine lakolithische Proprienbildung eine namhafte Masse geschichteten Gesteins gehoben und über die angrenzenden Schichten hinweggepreßt.“ In welchem Maße durch derartige Hebungsprozesse die Erdrinde in Mitleidenschaft gezogen worden sein mußte, läßt sich ahnen, und dazu kommt, daß während des Aktes der Aufpreßung, und sowohl vor seinem Beginne wie nach seiner Beendigung, örtliche Explosionen stattfanden, demzufolge eine Gesteinszertrümmerung, sowie die Bildung zahlreicher Hohlräume bewirkt wurden. Die durch den Bahnbau freigelegten Breccienbildungen beweisen die damaligen Gesteinsdefekte. Besonders lehrreich sind dem Naturforscher die tektonischen Verwerfungen im Ries, sowie die Vielartigkeit der Schichtengebiete dortselbst. Sie geben ihm Aufschluß über die vielen Erdbeben, die sich dort zeitweise einzustellen pflegen. Bisweilen werden sogar größere Beben registriert, die wir am besten auf altvulkanische Zustände zurückführen.

Auch der Paläontologe kam durch das Bloßlegen dieser Bahnlinie im südlichsten Juragebiete nicht zu kurz.

Man fand einen erstaunlichen Reichtum an Versteinerungen, die sich größtenteils durch vorzüglichen Erhaltungszustand auszeichneten. Was aber vor allem den Paläontologen interessiert und dem Sammler einen eigenartigen Reiz bereitet, ist das beschränkte Vorkommen mancher Petrefakten auf gewissen Plätzen. So überwogen bei unseren Funden bei weitem die Cephalopoden. Man fand unter anderen Fossilien: In dem Posidonomyenschiefer: ¹ Hildoceras bifrons, Dactyloceras, Coeloceras acularium, Harpoceras Lythense, Harpoceras elegans, Inoceras dubius, Belemnites fibularius, Pseudomonites substriata, Posidonomya Bronni, Discina papyracea.

Ganz besonders wichtig sind auch die in unserer Gegend entdeckten und mehrfach auftretenden Tertiarbraunkohlenlager. Hierüber schreibt Ammon: „Diese tertiäre Braunkohle hat sogleich die Aufmerksamkeit von Abbaulustigen auf sich gezogen; zurzeit hat man ein Kohlenfeld verpachtet, nämlich die jetzt außer Betrieb sich befindliche Konfordiaquehe. Man vermutet den Aufschlüssen des Fünfstetter Einschnittes zufolge auch noch in anderen Teilen dieser Gegend größere Flöze und ist eifrig bestrebt, dieselben zu heben.“

Aus alledem haben wir wiederum gesehen, wie sehr die Technik der Geologie von Nutzen, eine treue Begleiterin und Ratgeberin sein kann.

¹ Siehe Ammon, „Geognostische Jahreshefte“ 1904.

Politische Geographie und Statistik.

Hamburgs Staatsbudget für 1906.

Die freie und Hansestadt Hamburg nebst dem dazu gehörenden Landgebiet steht nach der Bevölkerungszahl in der Reihe der deutschen Bundesstaaten an achter Stelle, mit seinem jährlichen Budget dagegen an sechster Stelle, da es nur von Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden übertroffen wird.

Der Staatshaushaltentwurf für das kommende Finanzjahr veranschlagt im ordentlichen Etat die Einnahmen zu 107,597.628,17 Mark und die Ausgaben zu 113,893.195,63 Mark, im außerordentlichen Etat die Einnahmen und Ausgaben zu 16,879.081,01 Mark. Danach hätte man also im Jahre 1906 mit einem Fehlbetrage von 6,295.567,46 Mark zu rechnen. In Wirklichkeit rechnet jedoch kein Mensch damit, nicht einmal die Finanzverwaltung des Staatsäckers erscheint. So wird denn auch der angenommene Fehlbetrag von über 6 1/4 Millionen Mark bei der Endabrechnung voraussichtlich verschwunden sein, wenn er nicht gar einem recht schönen Überschusse Platz macht, wie es wiederholt vorgekommen ist. Außerdem steht aber für alle Fälle noch ein bedeutender Überschuß aus den letzten Finanzjahren zur Verfügung. Namentlich ergab die Jahre 1903 und 1904 hohe Überschüsse und das laufende Jahr weist ebenfalls bis jetzt beträchtliche Mehreinnahmen gegen den Voranschlag auf, so daß man auch hier mit einem stattlichen Überschuß rechnen darf.

Die Einnahmen sind geschätzt:

	im Anschlag für 1906	gegen 1905
Ordentlicher Etat:		
Staatsvermögen, Domäne und Regalien	27,931.805,64 Mark	26,314.275,64 Mark
Steuern und Abgaben	63,119.280,00 "	59,504.129,00 "
Gebühren und sonstige Einnahmen der einzelnen Behörden	16,546.542,53 "	15,348.293,53 "
Ausfall im ordentlichen Etat	6,295.567,46 "	10,650.808,70 "
	<u>113,893.195,63 Mark</u>	<u>111,817.506,87 Mark</u>
Außerordentlicher Etat	16,879.081,01 "	15,870.721,88 "
Zusammen	130,772.276,64 Mark	127,688.228,75 Mark

Das bedeutet also gegen das laufende Jahr eine Mehreinnahme von 3,084.047,89 Mark. Die Ausgaben sind geschätzt im ordentlichen Etat:

	im Anschlag für 1906	gegen 1905
Senat und Bürgerschaft	1,159.210,67 Mark	1,057.311,67 Mark
Verwaltungsabteilungen:		
1. Finanzen	25,098.261,41 "	24,699.470,85 "
2. Handel und Gewerbe	4,328.272,38 "	4,352.486,95 "
3. Baupolizei, Beleuchtung und Wasser- versorgung	26,370.842,14 "	26,146.940,77 "
4. Militärwesen	103.450,00 "	99.465,00 "
5. Unterrichtswesen	14,005.001,00 "	13,494.172,90 "
6. Justizwesen	4,852.740,65 "	4,688.054,11 "
7. Polizei und innere Angelegenheiten	19,328.442,45 "	19,157.601,05 "
8. Öffentliche Wohltätigkeit	6,820.249,40 "	6,723.474,40 "
9. Angelegenheiten der Landgebiete	1,341.322,30 "	1,386.300,93 "
10. Auswärtige Angelegenheiten	113.528,00 "	113.958,00 "
11. Zollwesen	5,996.427,80 "	5,944.031,02 "
Lebensrenten, Unterstützungen, Unvorhergesehene Ausgaben	1,450.670,43 "	1,006.966,22 "
Reichshaushaltsetat	2,924.777,00 "	2,947.273,00 "
	<u>113,893.195,63 Mark</u>	<u>111,817.506,87 Mark</u>
Außerordentlicher Etat	16,879.081,01 "	15,870.721,88 "
Zusammen	130,772.276,64 Mark	127,688.228,75 Mark

Aus den wichtigsten Betriebsbudgets seien noch folgende Zahlen angegeben:

Das Budget des Schlachthofes beträgt 1,420.987 Mark und erfordert einen Staatszuschuß von 190.069 Mark.

Das Budget der Hamburger Gaswerke beträgt 14,657.750 Mark. Man erwartet daraus einen Reingewinn von 3,742.381 Mark.

Das Budget der Stadtwasserkunst beträgt 3,612.075 Mark und soll einen Überschuß von 168.491,50 Mark ergeben.

Die verschiedenen Volkshochschulen beanspruchen bei einem Budget von 467.606 Mark einen Staatszuschuß von 300.000 Mark.

Die Kai-Anlagen beanspruchen bei einem Budget von 11,333.351,06 Mark einen Staatszuschuß von 1,136.288,05 Mark.

Die Lombardverwaltung mit einem Budget von 200.083,49 Mark beansprucht ebenfalls einen Staatszuschuß von 54.083,49 Mark.

Die Münze hat ein Jahresbudget von 283.120,57 Mark aufzuweisen und berechnet einen Überschuß von 41.096,17 Mark.

Das Hüttenlaboratorium dagegen benötigt bei einer Einnahme von 27.064,80 Mark eine staatliche Beihilfe im Betrage von 19.351,80 Mark.

Das Eichwesen endlich soll bei einer Einnahme von 65.130,20 Mark einen Reingewinn von 30.693,97 Mark abwerfen. W. Henz.

Die Regier in den Vereinigten Staaten von Amerika. Nach der Zählung vom 1. Juni 1900 belief sich die Regierbevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika auf 8,840.789 Köpfe gegenüber den Weißen mit 66,990.788 Köpfen, so daß auf 100 der letzteren 13,20 Regier kamen. Hauptsächlich sind sie in den südlichen und einigen östlichen Staaten anhängig. Ordnet man die einzelnen Staaten nach den Anteilen der Regier an der Gesamtbevölkerung, soweit diese 1 vom 100 ausmachen, so ergibt sich die unten folgende Übersicht. Trotz der großen natürlichen Vermehrung der Regier ist ihre Zahl im Lauf der letzten hundert Jahre weniger schnell gewachsen als die der Weißen, welche sich durch den Zuzug von Ausländern noch stärker vermehrt hat.

Staaten, beziehungsweise Territorien	Regier überhaupt	von 100 der Gesamtbevölkerung	Staaten, beziehungsweise Territorien	Regier überhaupt	von 100 der Gesamtbevölkerung
Mississippi	907.630	58,5	Missouri	161.234	5,2
Süd-Carolina	782.321	58,4	Oklahoma	18.831	4,7
Louisiana	650.804	47,1	West-Virginia	43.499	4,5
Georgia	1,034.813	46,7	New-Jersey	69.844	3,7
Alabama	827.307	45,2	Kansas	52.003	3,5
Florida	230.730	43,7	Pennsylvania	156.845	2,5
Virginia	660.722	35,6	Indiana	57.505	2,3
Nord-Carolina	624.469	33,0	Ohio	96.901	2,3
Distr. Columbia	86.702	31,1	Rhode Island	9.092	2,1
Arkansas	366.856	28,0	Illinois	85.078	1,8
Tennessee	840.243	23,8	Connecticut	15.226	1,7
Texas	620.722	20,4	Colorado	8.570	1,6
Maryland	235.064	19,8	Arizona	1.848	1,5
Delaware	30.697	16,6	New-York	99.232	1,4
Kentucky	284.706	13,3	Massachusetts	31.974	1,1
Indiana-Terr.	86.853	9,4	Wyoming	940	1,0

Der Seehandel von Marokko. Über den Seehandel von Marokko ist jetzt nach den verschiedenen englischen Konsularberichten eine neue Statistik für das Jahr 1904 zusammengestellt worden, die zurzeit als die neueste und beste Grundlage zur Beurteilung dieser Verhältnisse betrachtet werden kann. Danach hat im Jahre 1904 die Einfuhr und Ausfuhr in den marokkanischen Häfen einen Wert von 80 Millionen Mark in runden Ziffern erreicht, wozu man noch etwa 8 Millionen für die Küstenschiffahrt hinzuzurechnen hätte. Diese Summe weicht nicht wesentlich von der des Jahres 1903 ab. Der Anteil der am meisten in Frage kommenden Staaten im marokkanischen Handel stellt sich für den Hafenerkehr, ausgenommen Tetuan, folgendermaßen: England rund 25 Millionen Mark Einfuhr und 10 Millionen Mark Ausfuhr, Frankreich 14 Millionen Mark Einfuhr und 23½ Millionen Ausfuhr, Deutschland 4 Millionen Einfuhr und 7 Millionen Ausfuhr, Spanien 650.000 Mark Einfuhr und 5 Millionen Ausfuhr, Belgien 2 Millionen Einfuhr und 22.500 Mark Ausfuhr. Für Tetuan, das in der neuen Statistik nicht berücksichtigt ist, wären noch einige hunderttausend Mark hinzuzufügen, die fast ausschließlich auf den Verkehr mit England und Frank-

reich entfallen. Was die Schiffsbewegung betrifft, so ist sie von 1,232.000 Tonnen im Jahre 1903 auf mehr als 1½ Millionen Tonnen im Jahre 1904 gestiegen. Natürlich ist auch in dieser Beziehung die Rangfolge der auswärtigen Mächte die gleiche. Zuerst kommt England mit 522.000, dann Frankreich mit 317.000, Deutschland mit 254.000 und Spanien mit 243.000 Tonnen. Diese Ziffern geben insofern kein ganz vollständiges Bild des marokkanischen Handels, als der Landverkehr mit Algier dabei nicht berücksichtigt ist.

Länge der deutschen Eisenbahnen. Am 1. Mai 1905 betrug nach einer Zusammenstellung der Zeitung des Vereines deutscher Eisenbahnverwaltungen die Länge der deutschen Staatsbahnen 51.155 Kilometer (50.266 Kilometer vollspurige und 889 Kilometer schmalspurige Strecken), die Länge der Privatbahnen 5112 Kilometer (3978 Kilometer vollspurige und 1134 Kilometer schmalspurige Strecken), zusammen 56.267 Kilometer Eisenbahnen, von denen 32.523 Kilometer Staatsbahnen und 852 Kilometer Privatbahnen, zusammen 33.375 Kilometer als Hauptbahnen betrieben wurden. Von den Staatsbahnstrecken entfallen auf:

	Voll-	Schmal-	Zusammen
	spurige	Strecken	
	Kilometer		
Vereinigte preussische und hessische Staatsbahnen	34025	254	34279
Bayerische Staatsbahnen	6347	35	6382
Sächsishe Staatsbahnen	2724	422	3146
Württembergische Staatsbahnen	1861	101	1962
Badische Staatsbahnen	1640	—	1640
Mecklenburgische Staatsbahnen	1094	—	1094
Odenburgische Staatsbahnen	564	—	564
Königliche Militärbahn	71	—	71
Groß-Lothringische Eisenbahnen	1940	77	2017
Zusammen	50266	889	51155

Über Rhodesien. Die Erschließung Rhodesiens ist erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit in Angriff genommen, und doch haben sowohl Landwirtschaft wie Minenindustrie sehr erhebliche Fortschritte zu verzeichnen. Im Rechnungsjahr 1904/05 waren rund 245.000 Hektar in Betrieb genommen, es waren vorhanden 115.000 Stück Rindvieh gegen 95.000 im Vorjahre, 120.000 Schafe gegen 100.000, 380.000 Ziegen gegen 316.000 im Vorjahre. Die Goldausbeute betrug im Kalenderjahr 1904 rund 267.000 Unzen, in den ersten acht Monaten des Jahres 1905 bereits 268.000 Unzen, dürfte also im Jahresergebnis weit über 300.000 hinausgehen. In derselben Zeit wurden gewonnen 163.000 Unzen Silber, 985 Tonnen Blei und über 100.000 Tonnen Kohlen. Zu seinem Bericht an die British South Africa Company erklärt Lewis Michell, der Rhodesia im Auftrage der Gesellschaft wiederholt bereist hat, die wirtschaftlichen Hilfsquellen Rhodesiens seien noch sehr unvollkommen entwickelt, seien aber von sehr bedeutendem Werte; abgesehen von seiner Goldminenindustrie besitze das Land weite Flächen fruchtbaren Bodens, ein angenehmes Klima und Überfluß an Holz und Wasser, Kohle und Eisen, so daß es einer großen Zukunft entgegengehe. Fragt man, was diesen schnellen Werdegang eines Landes, das im großen und ganzen in seinen klimatischen und territorialen Verhältnissen von dem benachbarten Deutsch-Südwestafrika nicht allzu sehr verschieden sein wird, ermöglicht hat, so lautet die Antwort: der Bau von Eisenbahnen. Nachdem die Bahn von Kimberley—Masering über Bulawayo nach Salisbury weitergeführt ist, kann man auf dem Eisenbahnwege von Kapstadt durch den südlichen Teil Rhodesiens zur Küste des Indischen Ozeans bei dem portugiesischen Hafen Beira gelangen. Andererseits ist die Kapairo-Eisenbahn in raschen Fortschritten begriffen; sie hat bekanntlich vor kurzem die Viktoriafälle des Sambesi überquert und schiebt sich gegenwärtig mit erstaunlicher Schnelligkeit in den nördlichen Teil Rhodesiens, auf den Bangweolo-See zu, vor. Von Bulawayo aus ist der Bau einer Zweiglinie, die an den oberen Lauf des Sambesi führt, in Angriff genommen, so daß in wenigen Jahren jede der wichtigen Minen innerhalb weniger Stunden von der nächsten Bahnstation zu erreichen sein wird. Wenn jetzt die Rhodesiagesellschaft ihr Aktienkapital um die Hälfte erhöht, ist das gewiß ein vollgiltiger Beweis, daß man von dem fortschreitenden Bahnbau einen weiteren wirtschaftlichen Aufschwung Rhodesiens erwartet.

Bewölkerungsbewegung in Frankreich. Die Bevölkerungsbewegung in Frankreich i. J. 1904 ist nach einem dem Handelsminister darüber zugegangenen Bericht mehr als je geeignet, bei den Soziologen und Volkswirten die ernstesten Besorgnisse wachzurufen. Die Abnahme der Geburten und auch der Heiraten hat sich den Vorjahren gegenüber noch verstärkt und

überschuss ist der schwächste, der bisher in Frankreich festgestellt worden ist. Die charakteristischen Ziffern sind folgende: Im Jahre 1904 wurden 298.721 Heiraten geschlossen, 4748 weniger als 1902; besonders sind die Heiraten in den Departements Morbihan und Gironde herabgegangen. Die Scheidungen weisen dagegen eine bedeutende Zunahme auf; von 6419 im Jahre 1894 sind sie auf 8919 im Jahre 1903 und 9860 im Jahre 1904 gestiegen. Hier findet man an erster Stelle natürlich das Seine-Departement mit Paris (2304), dann die Departements Nord, Rhône, Seine-Inférieure, Seine-et-Oise und Gironde. Die wenigsten Scheidungen weisen selbstverständlich die mehr bäuerlichen Gegenden, besonders die Hochländer, die Departements Hoch- und Niederrhein, Hoch- und Nieder-Pyrenäen, Landes, Korsika und La Lozère auf. Lebend geborene Kinder zählte man in Frankreich im vorigen Jahre 818.229, 8483 weniger, als im Vorjahre, wie bemerkt, die geringste bisher ermittelte Ziffer. Die schwächsten Geburtenziffern weisen (für 100 Einwohner) auf: Gers und Lot-et-Garonne (1,02), Yonne (1,49), Lot (1,56) und noch 8 andere Departements unter 2 Prozent. Die höchsten von 3,08 bis 2,50 werden in den nördlichen und östlichen Departements Bas-de-Calais, Finistère, Nord, Vosges ufm. gefunden. Die Todesfälle weisen eine Verstärkung von 7597 auf (761.203 gegen 753.606 im Jahre 1903), die ausschließlich auf die Bredurchfälle von Säuglingen während der starken Hizen des Juli und August 1904 zurückzuführen ist. Der Geburtenüberschuss belief sich daher nur auf 57.000, was selbst gegen die vorhergegangenen Jahre einen bedeutenden Rückschritt bezeichnet. Die Klagen über die fortschreitende Entvölkerung Frankreichs sind deshalb mehr als je berechtigt.

Deutschlands Tabakanbau. Die Zahl der Tabakpflanzler im Deutschen Reich betrug im Jahre 1905 94.820, wovon 41.311 auf Preußen, 31.163 auf Baden, 8875 auf Bayern und 8315 auf Elsaß-Lothringen kamen. Von der preussischen Zahl entfielen nicht weniger als 25.757 auf Ostpreußen, darauf folgte Brandenburg mit 3733. Der Flächeninhalt der mit Tabak beplanten Grundstücke machte 14.450,5 Hektar gegen 15.882,6 Hektar im Jahre 1904 aus, war also um 1432,1 Hektar zurückgegangen. Baden steht hier mit 6052,6 Hektar an der Spitze, es folgen Preußen mit 3950,7 Hektar, darunter 1854,1 Hektar in Brandenburg, 819,8 Hektar in Pommern, 106,1 Hektar in Ostpreußen, Bayern mit 2337,1 Hektar, Elsaß-Lothringen mit 1245,2 Hektar. In Baden beträgt die Zahl der 4 Ur und mehr Inhabt umfassenden mit Tabak beplanten Grundstücke 48.647, die der weniger als 4 Ur umfassenden 2523, in Preußen sind die gleichen Zahlen 16.986 und 35.730. Von letzteren kommen auf Ostpreußen 25.989.

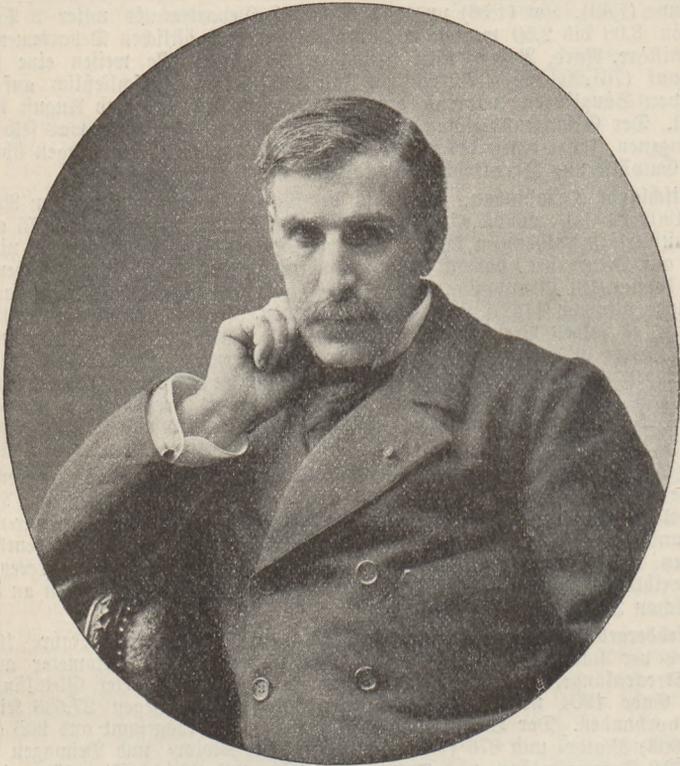
Die Zahl der Studierenden an der Wiener Universität. Im Sommersemester 1905 besuchten die Wiener Universität 6926 Studierende, und zwar als ordentliche Hörer: 179 Theologen, 2974 Juristen, 876 Mediziner und 1701 Philosophen, darunter waren 103 Studentinnen, und zwar 28 Medizinerinnen und 75 Philosophinnen; als außerordentliche Hörer: 40 Theologen, 175 Juristen, 353 Mediziner und 628 Philosophen; zur letzteren Kategorie stellte das weibliche Geschlecht wieder 142 Hörerinnen, so daß man zusammen an der Wiener Universität schon 245 Studentinnen zählte.

Betriebsergebnisse der städtischen Straßenbahnen in Wien. Im Jahre 1904 wuchs das Pahnnetz der städtischen Straßenbahnen Wiens von 170.863 Kilometer auf 185.184 Kilometer Streckenlänge, von 335.690 Kilometer auf 354.023 Kilometer Gleislänge. Außerdem waren Ende 1904 noch 27.782 Kilometer Bahnhofsgleise gegen 27.636 Kilometer zu Ende 1903 vorhanden. Der Wagenpark bestand Ende 1904 insgesamt aus 955 (gegen 945 im Jahre 1903) Motor- und 876 (725) Beiwagen. Die Motor- und Beiwagen hatten zusammen 63.912 Fahrgastplätze, und zwar 37.763 Sitz- und 26.149 Stehplätze. (Ende 1903 waren 35.580 Sitz- und 23.807 Stehplätze, zusammen 59.387 Plätze.) Die städtischen Straßenbahnen beschäftigten Ende 1904 6843 Personen gegenüber 6131 Personen zu Ende 1903. Die städtischen Straßenbahnen beförderten im Jahre 1904 171.993.099 Personen, d. i. um fast 53 Millionen Fahrgäste mehr als die Wiener Stadtbahn, die Aktiengesellschaft der Wiener Lokalbahnen, die Dampfstramwagengesellschaft vormals Krauß & Co., die Sehlenbergeisenbahn, die Omnibusgesellschaft und die elektrische Straßenbahn Praterstern-Steigartn zusammengenommen. Die Gesamteinnahmen betragen 24,8:7.877 K 49 h, denen Gesamtausgaben von 21,488.416 K 40 h (Betriebsanlagen 15,374.107 K 09 h, Ausgaben für Weisfahrtszwecke 533.937 K 13 h, Verzinsung des Anlagekapitals 5,133.823 K 99 h, Erneuerung alter Gleisanlagen 446.548 K 19 h) gegenüberstehen, so daß sich ein Gebarungüberschuss von 3,349.361 K 09 h ergibt, wovon zur Tilgung des Anlagekapitals zu 119.991.673 K 162.519 K 93 h, für neue Anlagen 441.682 K 26 h, zu gleichem Zwecke pro 1905 reserviert 123.795 K 43 h, für Remunerationen 42.480 K, zur Dotierung des Erneuerungsfonds 928.883 K 41 h verwendet und 1,650.000 K an die eigenen Gelder der Gemeinde abgeführt wurden.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Graf Savorgnan de Brazza.

Am 16. September 1905 starb im Alter von 53 Jahren der französische Afrikaforscher Peter Graf Savorgnan de Brazza. Als Regierungskommissär war er im Mat d. J. nach dem Kongo geschickt worden, um die Grausamkeiten der Kolonialbeamten Toque, Baud u. a. zu untersuchen und abzustellen. Auf der Rückreise erkrankte und starb er in Dakar am Cap



Graf Savorgnan de Brazza.

Verde. Die Station Brazzaville am Kongo (gegenüber von Leopoldville) erinnert an diesen verdienstvollen Afrikaforscher und Kolonistator, dem Frankreich in erster Linie sein Kongogebiet verdankt. De Brazza stammte aus einem alten italienischen Adelsgeschlecht. Am 26. Jänner 1852 wurde er in Rom geboren. Im Jahre 1870 wurde er Seekadett in Vrest und ließ sich nach Beendigung seiner Studien naturalisieren. 1874 war er als Leutnant im Mündungsgebiet des Senegal und Gabun. Dann nahm er Urlaub, um ganz den Entdeckungsreisen leben zu können. Mit Dr. Noel Ballay trat er 1875 seine erste Forschungsreise an. Sie galt dem Gebiet des oberen Ogowe, das er besonders von handelspolitischen Gesichtspunkten aus studierte und dem auch seine zweite Forschungs Expedition 1879 bis 1881 galt. „Acht Jahre lang durchstreifte er das Kongogebiet nach allen Richtungen. Von der Regierung verlangte er weder Geldunterstützungen noch militärischen Schutz. Er bestritt die Reisekosten aus der eigenen Tasche und begab sich in die Abenteuer auf seine eigene Gefahr. Er hatte

nur wenige Träger als Begleiter, trug keine Waffe bei sich, feuerte keinen einzigen Schuß auf einen Schwarzen ab, vergoß keinen Tropfen Negerblut und konnte dennoch mit zahlreichen Häuptlingen Verträge schließen, die es ihm möglich machten, nach acht Jahren das Kongogebiet, dessen Ausdehnung diejenige Frankreichs um ein Mehrfaches übertrifft, seinem Adoptiv-Vaterlande als Geschenk anzubieten. Frankreich nahm von ihm die Kolonie an, da es keinen Mann und keinen Franken gefostet hatte und die heute die Perle seiner westafrikanischen Besitzungen ist und ließ de Brazza als ersten Regierungskommissär an ihrer Spitze.“ („Doff. Zeit.“) In dieser Stellung hat er für Frankreich Wertvolles geleistet. Außer genauen wissenschaftlichen Untersuchungen über die neu gewonnenen Länderrecken sicherte er durch Verträge dem Staate materielle Vorteile und zeichnete sich auch als Organisationsfaktor der von ihm verwalteten Kolonien aus. Leider gab es im französischen Kolonialamt Nebenstücke, die es diesem kleinen Leutnant nicht verzeihen konnten, Frankreich ein blühendes Riesengebiet Afrikas geschenkt zu haben“, und plötzlich wurde de Brazza abberufen. Nun war er vierzigjähriger ohne Vermögen — das er ja im Dienste Frankreichs verbraucht hatte — und ohne Aussicht, in der Seeoffizierslaufbahn noch viel zu erreichen; doch schweigend ertrug er sein Geschick. Endlich beeilte sich Waldeck-Roussau, die Verhündigungen Molines und Lebons wieder gut zu machen und die Kammer bewilligte de Brazza eine lebenslängliche Jahresrente von 12.000 Francs. „Ungefähr die Zinsen des Vermögens, das ich an die Erwerbung des Kongo verwendet habe“, sagte dieser bitter lächelnd. Glücklicherweise machte es ihn, daß die Regierung ihn im Mai 1905 mit vizeköniglichen Vollmachten nach dem Kongo schickte. Auf der Rückreise starb er.

E. D.

Todesfälle. Dr. Jean Bayol, Senator und Generalrat des Departements Vaucluse-du-Rhône, am 24. Dezember 1849 zu Enguières geboren, ist am 3. Oktober 1905 in Paris gestorben. Er war anfangs Schiffsarzt, trat aber bald in die französische Kolonialverwaltung ein. 1880 machte er unter Kapitän Gallieni eine Mission an den oberen Senegal und oberen Niger mit, 1881 war er in Fouta-Djallon und schloß mit dem Fürsten des Landes einen Friedensvertrag, der später in einen Schutzvertrag verwandelt wurde, so daß das Gebirgsland seit 1893 unter französischem Protektorat steht. Als Leutnant-Gouverneur von Senegal war Bayol 1887 beauftragt, die Grenzen zwischen dem französischen Gebiet von Benin und dem deutschen Togogebiet festzustellen. Später nahm er an den Unternehmungen der Franzosen in Dahome erfolgreich teil. Ein Giland an der Küste von Oberguinea zwischen Ague und Klein-Bobo heißt ihm zu Ehren Bayol-Insel.

Kapitän George Montague Wheeler, Zivilingenieur, 1842 zu Grafton in Massachusetts geboren, verschied zu Washington. Seit 1869 war er viele Jahre hindurch Leiter der von der Vereinigten Staaten-Regierung ausgerüsteten Expeditionen zur Erforschung und Aufnahme der noch ungenügend untersuchten Gegenden im Gebiete der Felsengebirge, westlich vom 100. Meridian. Die Ergebnisse seiner ungemein wertvollen Aufnahmen wurden in einem vielbändigen Werke mit einem großen Atlas veröffentlicht.

Pfarrer Josef Egg, ein Tiroler, welcher durch beinahe 50 Jahre Seelsorger und leiblicher Arzt der aus Tirol und vom Rheinland stammenden deutschen Kolonisten am Bozuzo in Peru gewesen, ist am 27. August 1905 im 86. Lebensjahre gestorben. Geographische und ethnographische Beiträge von ihm über Peru sind in den Zeitschriften „Petermanns Geographische Mitteilungen“, „Aus allen Weltteilen“, „Deutsche Geographische Blätter“ (Bremen) u. a. erschienen. Die Sociedad geografica de Lima hat ihn zu ihrem korrespondierenden Mitgliede ernannt.

Gustav Krahmer, Generalmajor a. D., geboren 1839 zu Elbingerode, ist am 7. Oktober 1905 zu Wennigerode gestorben. Derselbe nahm als Generalstabsoffizier beim Generalgouvernement der Küstlande an dem Kriege 1870/71 teil, war später als Major in der russischen Abteilung des großen Generalstabs tätig und nahm im Sommer 1893 als Generalmajor und Kommandeur der 69. Infanteriebrigade eines schweren Augenleidens wegen seinen Abschied. Indem er in seiner Heimat zu Wennigerode am Harz seinen Wohnsitz nahm, wandte er sich völlig dem Studium russischer Verhältnisse zu, wobei ihm die schon früher erlangte Kenntnis der russischen Sprache sehr zu statten kam. Die Ergebnisse seiner Studien veröffentlichte Krahmer teils in einer Reihe handlicher Bücher, teils in Aufsätzen und Beiträgen zahlreicher Zeitschriften, namentlich in „Petermanns Mitteilungen“, und trug dadurch in ungewöhnlichem Maße zur Erweiterung unserer Kenntnis russischer Zustände und Verhältnisse bei. Von seinen Büchern sind zu nennen: „Sibirien und die große sibirische Eisenbahn“ (Leipzig 1877, 2. Aufl. 1900); „Rußland in Mittel-Asien“ (ebenda 1898); „Rußland in Ost-Asien (mit besonderer Berücksichtigung der Mandchurei)“ (ebenda 1899); „Rußland im nordöstlichen Küstengebiet“ (ebenda 1900); „Die Beziehungen Rußlands zu Persien“; „Das transkaspiische Gebiet“.

Am 27. Oktober 1905 verschied in Edinburg Dr. Ralph Copeland, einer der wissenschaftlichen Teilnehmer an der zweiten deutschen Nordpolexpedition 1869/70. Er machte dieselbe an Bord der „Germania“ mit, und zwar mit Börgen als Vertreter der Astronomie und Geophysik. Copeland war am 3. September 1837 zu Woodplumpton in Lancashire (England) geboren, machte mehrere Reisen außerhalb Europas und studierte dann 1865 bis 1867 in Göttingen Astronomie. Im Jahre 1867 wurde er Assistent an der dortigen Sternwarte. Nach seiner Teilnahme an der erwähnten Nordpolexpedition wurde er Professor in Edinburg und königlicher Astronom für Schottland.

Kleine Mitteilungen aus allen Erdteilen.

Europa.

Das Tal der Rosen in Bulgarien. In dem Tale der Tundza, zwischen dem Balkan und der Sredna Gora, gegen Kazanlik, Maglish und Sainkoi, erstrecken sich kilometerlang Felder, die nur dem Anbau der Rosen gewidmet sind. Auf dieses „Tal der Rosen“ ist der Bulgare nicht wenig stolz. In Persien, bei Spahan, wird zwar auch die Rosenkultur im großen betrieben, aber für Europa hat Bulgarien das Monopol, und die Versuche, Rosen in derselben Art in anderen Gegenden anzubauen, haben meistens wenig Erfolg gehabt. Das fruchtbare Land hat eine sehr günstige Lage auf der Südseite der langen Ostwestkette des Balkans. Hier wechseln die Rosenfelder mit Weinbergen, Mais- und Tabakpflanzungen ab. Die Rosenölfabrikation wird in Bulgarien schon durch 180 Jahre betrieben. Angebaut werden die rote Rose (*Rosa damascena*) und die weiße Rose (*Rosa alba*). Wenn man das Land im Herbst besucht, bietet es allerdings nicht gerade einen sehr malerischen Anblick. Die Rosenstöcke sind wie die Weinstöcke abgesteckt, und die Zwischenräume zwischen zwei Stöcken werden mit der Pflugschar bearbeitet. Der Anblick dieser mageren hohen Sträucher, die nur wenig Blätter haben, hat durchaus nichts Verführerisches. Aber im Frühling ändert sich das Bild. Dann erscheint das ganze Land als ein großes Beet mit roten und weißen Blüten, die einen betäubenden Duft ausströmen. In dieser Jahreszeit kann man, wie zur Zeit des römischen Altertums, in den zahlreichen bulgarischen Badeorten ein „Rosenbad“ nehmen. In das heiße Wasser des Badebassins werden 10 Kilogramm Rosen geworfen, deren Blätter sich im Wasser verteilen und sich dann in Girlanden sammeln. In der Zeit vom 15. März bis zum 15. Juni muß die Ernte stattfinden. Sollen die Blumen all ihren Duft bewahren, so muß man genau den Augenblick der Reife wählen. Deshalb werden die Rosen mit Vorliebe vor Sonnenaufgang geschnitten oder doch in den ersten Morgenstunden, ehe die Hitze des Tages zu groß ist. Die Arbeit wird von Frauen und jungen Mädchen ausgeführt. Sind die Rosen geplückt, so werden sie in sehr einfachen Apparaten destilliert. Jeder Besitzer von Rosenstöcken hat seinen Brennkolben und destilliert seine Blüten selbst, und zwar geschieht das zweimal, wobei zuerst das Rosenwasser und dann das Rosenöl gewonnen wird. . . Die mit Rosenstöcken bepflanzte Anbaufläche ist von 4844 Hektar im Jahre 1896 auf 5960 im Jahre 1903 gestiegen. Ein Hektar Rosenstöcke kostet durchschnittlich 1600 bis 2000 Mk. In einem guten Jahre kann er 3000 Kilogramm Rosen tragen, und da wenigstens so viele Blüten nötig sind, um 1 Kilogramm Rosenöl zu geben, beträgt die Ernte eines Hektars in einem Jahre etwa 1 Kilogramm Rosenöl. Ein Kilogramm Rosenöl hat bei der Ausfuhr einen Wert von 640 bis 800 Mk., so daß nach Abzug der Unkosten für den Bauer immer noch ein großer Nutzen bleibt. Die Ausfuhr aus Bulgarien betrug 1898: 3430, 1899: 3591, 1900: 5346 Kilogramm, von denen im letzten Jahre Frankreich am meisten eingeführt hat, nämlich 1584 Kilogramm; dann kommen England mit 1574 Kilogramm, die Türkei mit 866 Kilogramm, die Vereinigten Staaten mit 849 Kilogramm, Deutschland mit 568 Kilogramm usw. In Frankreich wird das Rosenöl hauptsächlich in Grasse gebraucht, um die verschiedenen Parfüms in ihrem Werte zu heben und zu fixieren. Man hat daher in Grasse auch Rosenstöcke anzupflanzen begonnen, auch in Deutschland hat man seit zwanzig Jahren bei Leipzig und Magdeburg Anbauversuche gemacht und sehr feines Rosenöl gewonnen; ebenso wird im Kaukasus und in Brussa die Rosenzucht begünstigt.

Der Ausbau von Dover zum Seekriegshafen. Bis zum Jahre 1904 war Dover lediglich Durchgangsstation auf der durch einen starken Reiseverkehr belebten Strecke Paris—London über Calais. Die Erweiterung des Hafens durch Molenbauten und Dockanlagen

macht den bis dahin wenig beachteten Platz auch für die große Schifffahrt wertvoll; es war die Hamburg-Amerika-Linie, die zuerst Dover, seine vorzügliche Lage richtig bewertend, als Station ihres nordatlantischen Dienstes erwählte und so den Anstoß gegeben hat, daß dieser Hafen ein wichtiger Knotenpunkt des internationalen Reiseverkehrs geworden ist. Seitdem sind andere Reedereien dem Beispiele der deutschen Gesellschaft gefolgt, so daß Dover unter allen Umständen einer günstigen wirtschaftlichen Entwicklung entgegengeht. Dazu kommt nun der Ausbau zum Kriegshafen. Nicht weniger als 33 große Kriegsschiffe, 17 Minienschiffe und 16 Kreuzer, dazu eine größere Anzahl von Torpedobooten und Unterseeboote sollen in den teils bereits vorhandenen, teils bis 1908 anzulegenden Hafenbecken Aufnahme finden können. Um die Fahrzeuge der Kriegsflotte, die in Dover stationiert sind und auch bei schwerem Seegange hinter den mächtigen Molen ruhige Ankerplätze finden, im Kriegsfall gegen Überraschungen durch feindliche Torpedoboote zu schützen, gelangt an den Molenköpfen eine aus Drahtwerk hergestellte Hafensperre zur Einrichtung. Die Fahrtiefe soll an allen Stellen auf 12 Meter bei Niedrigwasser gebracht werden. So wird sich Dover in einigen Jahren als ein würdiges Glied in die Kette der englischen Küstenbefestigungen am Kanal einreihen.

Die Bahn auf den Montblanc. Der Bau der Montblancbahn hat nunmehr begonnen. Die Linie wird nach dem Typus der Jungfraueisenbahn gebaut und 19 Kilometer lang werden. Man hofft, sie in fünf bis sechs Jahren zu beendigen. Die Reise von Fayod bis zur letzten Station soll vier Stunden dauern und 100 Franken kosten. Der Zug wird elektrisch geheizt und beleuchtet sein. Er wird aus einer elektrischen Maschine und zwei Salonwagen bestehen, die Raum bieten für 80 Personen. Die Fenster sind so eingerichtet, daß alle Reisenden ohne Ausnahme die Aussicht werden genießen können. Jeder Zug ist mit drei voneinander unabhängigen Bremsen versehen, die jeden Unglücksfall unmöglich machen sollen. Es werden mehrere Mittelstationen eingerichtet werden, die telephonisch mit den Endstationen verbunden sind.

Alpiner Pflanzengarten auf der Bernina. Prof. Dr. C. Schröter hat mit seinem Schüler Dr. Rübel aus Zürich einen alpinen Pflanzengarten auf der Höhe des Berninapasses eingerichtet. Dort sollen die Lebensverhältnisse der gesamten Alpenpflanzen in dieser Höhe eingehend untersucht werden. Neben dem botanischen Rüstzeug ist auch eine Wetterwarte vorhanden, Luftdruck-, Wärme-, Feuchtigkeits- und Sonnenstrahlungsmesser; auch Bodenthermometer zur Messung der Erdwärme, ferner Geräte für die Beobachtung der Verdunstung. Die Warte wird vorläufig ein volles Jahr hindurch fortgeführt.

Ausbau der Häfen am Asovischen Meer. In den russischen Ministerien wird jetzt fleißig daran gearbeitet, den verschiedenartigsten Projekten eine reale Gestalt zu geben. So beschäftigt man sich ernstlich mit dem Beschluß der Stadtverwaltung von Rostow am Don, die Kertscher Wasserstraße bis 10 Meter zu vertiefen und alle am Asovischen Meer liegenden Häfen entsprechend auszubauen. Die zu diesem Zwecke bewilligten Mittel betragen die Summe von 37 Millionen Rubel, wovon auf den Kanal allein 18 Millionen Rubel entfallen. Die meisten Kosten sind für die Verbesserungen bei Rostow am Don referiert worden. Das schon lange ausgearbeitete und demnächst zur Ausführung gelangende Projekt ist nicht allein vom handelsindustriellen und landwirtschaftlichen Standpunkte aus wichtig, sondern hat auch für den russischen Staat eine große strategische Bedeutung. Infolgedessen hat auch die russische Regierung ein Interesse an der schnellstmöglichen Ausführung dieses Projektes und wird in materieller Beziehung ihr Scherflein beisteuern.

Neue Naphthaquellen in Rußland. Das russische Finanzministerium erhielt vor kurzem einen umfassenden Bericht über reichhaltige Naphthalagerung im Flußtal der Petschora.

Asien.

Neue Forschungsreise Hedins. Der Forschungsreisende Sven v. Hedin ist am 21. Oktober 1905 in Konstantinopel eingetroffen, von wo er eine Forschungsreise nach Indien und Tibet antrat. Zunächst begab er sich nach Teheran, um dort eine Karawane zu bilden und dann die noch wenig bekannten Wüsten im östlichen Persien zu erforschen. Sodann will er durch Belutschistan nach Indien gehen, um dort eine Expedition zur Erforschung des Hochlandes von Tibet zu organisieren und die in den Karten vorhandenen Lücken zu ergänzen. Seine Forschungen werden sich namentlich über das Duellengebiet des Indus und des Brahmaputra, sowie über das große Seengebiet in Zentraltibet erstrecken. Die Kosten dieser Reise werden auf 100.000 K veranschlagt, die von König Oskar, Emanuel Nobel und mehreren schwedischen Privatmännern getragen werden.

Entdeckung der Quellen des Jangtschiang. Der Attaché der französischen Gesandtschaft in Peking Graf Lesdain und seine Gattin, eine Amerikanerin, sind vor kurzem auf ihrer Hochzeitsreise wohlbehalten in Darshiling (Nordindien) angekommen, nachdem sie Peking vor 17 Monaten verlassen und 8000 Kilometer weit durch bisher von keinem Europäer erforschte Gebiete Zentral-Chinas und Tibets gereist sind. Das Ehepaar entdeckte auf seiner Reise unter anderem die Quellen des Jangtschiangs.

Koreanische Bahnen. Die Teilstrecke Söul—Widschu wurde im September 1905 fertiggestellt. Es handelt sich um eine 550 Kilometer lange Linie, welche von der japanischen Genietruppe zu strategischen Zwecken gebaut wurde. Es wird demnach noch einige Zeit nötig sein, um der Linie ihre definitive Gestaltung zu geben, indem man die Holzbrücken durch Steinbauten und Eisenkonstruktionen ersetzt usw. Durch diese Linie wird die Halbinsel Korea von Fusan im äußersten Süden bis Widschu im äußersten Norden in einer Länge von etwa 1000 Kilometern überquert. Sie wird mit der ostchinesischen Bahn verbunden werden, welche durch den Vertrag von Portsmouth an Japan abgetreten wurde. Eine Eisenbahnverbindung zwischen der Hauptstadt Söul und dem großen Osthafen Gensan ist im Bau begriffen und bereits weit vorgeschritten. Außerdem sind noch andere Linien geplant, und überdies wird ein Eisenpferdienst zwischen Fusan und Wosji eingeführt, welcher die Fahrtdauer zwischen Söul und Tokio auf sechzig Stunden herabsetzen wird.

Japanische Petroleumindustrie. Zu den Industriezweigen Japans, welche während des Krieges nicht nur keinen Rückschritt, sondern sogar eine befriedigende Entwicklung gezeigt haben, ist vor allem die Petroleumindustrie zu zählen. Dieselbe erlitt fast gar keine Unterbrechung und die Produktion während des Jahres 1904 stand mit 60 Millionen Gallonen um rund acht Millionen höher als im Vorjahre. Da aber Japan selbst außerordentlich viel Öl konsumiert, so reichte selbst diese Produktion nicht hin, um den heimischen Bedarf zu decken, so daß die Einfuhr an Petroleum viermal so stark war als die Produktion. Die Petroleumraffinerien in Japan nehmen ständig zu und man zählt augenblicklich bereits deren etwa vierzig, von welchen einige allerdings noch primitive Einrichtungen besitzen. Man erwartet, daß die Produktion des Jahres 1905 mindestens sechzig Millionen Gallonen betragen wird.

Afrika.

Forschungsreise des Professors Penck nach Afrika. Hofrat Dr. Albrecht Penck, Professor der Erdkunde an der Universität Wien, welcher im August 1905 dem diesjährigen Kongreß der British Association in Kapstadt beigewohnt hatte, machte im Anschlusse an diese Tagung gemeinschaftlich mit etwa 400 Gelehrten die Studienreise in Südafrika mit, welche Lord Darwin als Präsident der British Association veranstaltete. Die Reise, die von Kapstadt über Kimberley zum oberen Sambesi führte, hatte den Zweck, den Gelehrten die von mehreren Forschern bereits festgestellte Tatsache, daß in Südafrika noch Spuren der sogenannten germanischen Eiszeit zu finden seien, vor Augen zu führen. Diese Spuren wurden tatsächlich gefunden und Professor Penck hat ein reichhaltiges Material gesammelt und nach Wien gebracht. Am Sambesi löste sich die Reisegesellschaft auf und Professor Penck trat nun seine eigentliche Forschungsreise an, die von großem wissenschaftlichen Erfolg begleitet war. Er untersuchte zunächst die großen Katarakte des Sambesi und konnte — eine bisher noch nicht konstatierte Tatsache — feststellen, daß diese Fälle seit der Zeit, daß Menschen dort wohnen, also seit der Eiszeit, um 6 Kilometer stromaufwärts sich verschoben haben. Der Forscher wandte sich dann nach der Ostküste Afrikas, wo er die Bildung der Korallenriffe studierte. Seine letzten Forschungen galten den Terrainbildungen in der Wüste Sahara. Dort konstatierte Penck, daß die Terrainbildungen in der Wüste nicht, wie man bisher annahm, durch den Sturm verursacht werden, sondern durch — Regen. Diese Entdeckung ist um so bedeutender, als man bisher annahm, die Wüste sei ein Gebiet, in welchem überhaupt kein Regen falle. Von Assuan kehrte dann Hofrat Penck nach Wien zurück.

Eisenbahn vom Nil zum Roten Meer. Der Handelsverkehr mit dem Sudan, der bisher nur durch die Eisenbahn zwischen Alexandria und Assuan, beziehungsweise Wadi Halfa unterstützt wurde, hat die englischen Wünsche nicht befriedigt, und aus dieser Unzufriedenheit entstand der Plan, eine Eisenbahn vom Nil nach dem Roten Meere zu bauen. Als Endpunkte wurden Berber am Nil und Suakin am Roten Meer angenommen, und danach erhielt das Projekt die Bezeichnung der Berber-Suakinbahn. Dennoch wird diese, wie jetzt feststeht, nicht von Berber selbst ausgehen, sondern von der Mündung des Atbaraflusses, die etwa 30 Kilometer südlich von Berber liegt. Dann wird sie auch nicht gerade bei Suakin enden, sondern bei Port Sudan, 50 Kilometer nördlicher. Dieser Platz am Roten

Meer wurde ausgewählt, weil er als Hafen besser sein soll als Suakin. Durch diese Bahn wird dann die Entfernung zwischen Khartum und dem Meere auf etwa 1550 Kilometer verkürzt werden, ein erheblicher Vorteil gegenüber den jetzigen Verhältnissen. Nach eingehender Erkundung des Landes ist der Verlauf der Bahn über Khor Dkwat, Khor Abit, Khor Baramen, Khor Arab und Khor Hudi festgesetzt worden. Die höchste Erhebung hat die Linie bei Sintaf, etwa 145 Kilometer von Port Sudan, mit 910 Meter über dem Meere zu überwinden. Die Gesamtlänge der Bahn vom Atbara bis Port Sudan wird sich auf 500 Kilometer belaufen. Der Bau wurde von Suakin aus im August 1904 begonnen und am 1. Juni 1905 waren etwa 276 Kilometer Schienenweg fertig. Man rechnet mit der Vollendung der Bahn zum März 1906.

Die Entwicklung der englischen Goldküste. Der Gouverneur der Kolonie hat von der Regierung die Erlaubnis erhalten, in der Kolonie drei wichtige Bauten vorzunehmen. Zunächst wird bei Accra selbst ein Hafen angelegt werden. Bisher mußten alle Passagiere und Kaufmannswaren mit Booten ans Land gebracht werden und diese Art der Landung war nicht nur mühsam, sondern auch mit gewisser Gefahr verknüpft. Der Gouverneur beabsichtigt, eine Mole und einen Pier zu bauen, an dem Leichter und kleinere Dampfboote anlegen können. Er beabsichtigt auch Erleichterungen für Landungen bei Sekondi zu treffen. Man ist dort bereits mit dem Bau eines neuen Piers beschäftigt. Von höchster Wichtigkeit für Accra ist die Absicht des Gouverneurs, hier Wasserwerke anzulegen, die das Wasser aus einer Entfernung von 32 Kilometern hierher zu schaffen haben, denn Accra hat bisher viel unter schrecklicher Dürre zu leiden gehabt. Der dritte Plan des Gouverneurs ist der, eine Bahn von hier aus in das Innere zu bauen, um auf diese Weise die hauptsächlich agrikulturnellen Gebiete der Kolonie auszunutzen zu können. Diese Bahn würde besonders der Kakaoindustrie zu Nütze kommen, da diese in der letzten Zeit im Aufschwung begriffen ist. Der Aufschwung dieser Industrie ist sogar ein überraschend großer. Im Jahre 1894 wurden noch weniger als 30.000 Pfund exportiert, während im Jahre 1904 11½ Millionen Pfund im Werte von 200.000 Pfund Sterling versandt werden konnten.

Amerika.

Steinzeitmenschen in der Gegenwart. Interessante Einzelheiten von seiner achtzehnmonatlichen Expedition zu den Anden berichtet Baron Erland Nordenstiöld. Die Reise hatte den Zweck, in die nördlichen Wälder Bolivias einzudringen und die Indianerstämme zu studieren, die in völlig unbekanntem Gegenden an den Nebenflüssen des Amazonasstromes wohnen. Begleitet von Leutnant B. de Bildt und Dr. Holmgren, brach Baron Nordenstiöld im Jänner 1904 von England auf. Er besuchte drei kleinere Stämme, die Yamata, Guaraha und Atapuaca, die bis vor wenigen Jahren im Steinzeitalter lebten. Die beiden letzten Stämme haben in der Hauptsache ihre ursprünglichen Gebräuche beibehalten. Vorher hatte niemals ein Weißer die Atapiacacs besucht, und doch besitzen sie Geräte, die sie durch andere Stämme von den „Weißgesichtern“ erhalten haben. Die Forscher wurden zwar für Feinde angesehen, aber von den Wilden doch sehr gut aufgenommen. Die Atapuacacs sind Nomaden und vor allem Hirten. Nordenstiöld kam schließlich in so freundschaftliche Beziehungen zu ihnen, daß sie ihm Tamuti, die Schöne des Stammes, als Frau anboten, wenn er sie heiraten und als Atapuaca — Indianer — für den Rest seines Lebens bei ihnen bleiben wollte. Die christlichen, sogenannten zivilisierten Indianer, die Quichuas und Aymacacs, die um den Titicacasee herum und in dem öden Hügelland der Anden wohnen, sind für den Ethnologen interessant, da sie seit den Zeiten der Inkas viele Bräuche unverändert beibehalten oder nur wenig verändert haben. So drücken z. B. Indianer ihre Verehrung für Christus und die Jungfrau Maria durch Tänze, bei denen die Sonne das Symbol für Christus und der Mond für die Jungfrau Maria ist, aus, ein Brauch, der deutlich zeigt, wie sich die Symbole ihrer alten Religion mit dem christlichen Glauben vermischt haben.

Hauthals neue Forschungsreise in die Cordilleren von Bolivien, Peru und Ecuador. Einem mir zugehenden Privatbriefe des Professors H. Hauthal aus Laplata entnehme ich folgende Mitteilungen von allgemeinem Interesse. Die Reise zur weiteren Erforschung der südamerikanischen Gletscher- und Eiszeitfragen ist inzwischen, seit Ende Juli 1905, schon angetreten. Sie bildet zugleich den ersten Teil der Rückreise des bisherigen argentinischen Professors nach Deutschland, da er einen Ruf an das Römermuseum in Hildesheim, als Direktor dieses Museums, angenommen hat. Von Salta im nördlichen Argentinien aus wird der Reisende durch die noch unerforschte Duebrada del Toro das bolivianische Hochplateau zu erreichen suchen. Da die südlichen Ketten der Cordillera Real und der bolivianischen Küstencordillere schon in Herrn Professor Steinmann ihren Erforscher gefunden

haben, wird der weitere Weg sogleich nach La Paz und dem Titicacasee führen, von wo aus ein Absteher in den Nordteil der Cordillera Real über Sorata geplant ist. Von Arequipa aus ist eine Höhenwanderung mit Maultieren nach Lima beabsichtigt, von Lima dann weiter auf dem Hochplateau nach Ecuador. Wenn alles gut geht, gedenkt Prof. Hauthal schon zu Anfang Dezember sich in Guayaquil nach Panama einzuschiffen, um von dort Europa zu erreichen. Der Hauptzweck der Forschungsreise sind Glazialstudien, die den An- schluß der im Süden besonders von Hauthal selbst und von Steinmann ausgeführten Forschungen an diejenigen des Professors Hans Meher in Ecuador vermitteln sollen. Doch ist auch beabsichtigt, andere geologische, sowie botanische und ethnographische Forschungen und Sammlungen anzustellen. Die Kosten werden von Professor H. Meyer zu $\frac{2}{3}$, vom Vereine für Erdkunde in Leipzig zu $\frac{1}{3}$ bestritten. Da von diesem früher ein Zuschuß im Betrage von 3000 Mark gemeldet wurde, sind sie anscheinend auf nahezu 10.000 Mark veranschlagt.

Wilhelm Krebs.

General Reyes als Erforscher des Amazonasgebietes geehrt. Vor kurzem wurden dem Präsidenten von Columbia, General Rafael Reyes, durch den französischen Geschäftsträger in Bogota, Mr. Descontures, namens der französischen Regierung die Insignien als Großoffizier der Ehrenlegion überreicht als Anerkennung für die großen Verdienste, die sich General Reyes in Gemeinschaft mit seinen beiden Brüdern Enrique und Nestor Reyes um die Erforschung des Amazonas- und Paranagebietes erworben hat. General Reyes hat bekanntlich als furchtloser Forscher die besten Jahre seines Lebens der Erforschung dieser gewaltigen Gebiete und der Verwirklichung der Idee gewidmet, dieses Territorium mit dem übrigen Südamerika durch eine interkontinentale Bahn und die Schifffahrt auf dem Stromsystem des Amazonas zu verbinden. Fast zu gleicher Zeit, wie dem Präsidenten die französische Auszeichnung überreicht wurde, übergab der Vertreter der nordamerikanischen Union namens des panamerikanischen Kongresses der columbinischen Regierung eine Gedenktafel für die Ruhestätte der beiden Brüder des Präsidenten, die bekanntlich ihrem Forschungsdrange zum Opfer gefallen sind.

Eisenbahnbau in Columbia. Die columbische Regierung hat mit einer englischen Gesellschaft einen Kontrakt für die Erbauung einer Eisenbahn, die den Hafen von Girardot am oberen Magdalena und den Hafen von Honda am unteren Magdalena verbinden soll, abgeschlossen. Diese Linie ist innerhalb fünf Jahren vom Beginne der Arbeiten an dem Verkehr zu übergeben. Jedoch wird eine Verlängerung dieser Frist um ein Jahr nach Ablauf derselben gewährt, falls ein Minimum von 50 Kilometer dieser Linie komplettiert ist. Mit dieser Linie ist das Ideal von Eisenbahnverbindungen zwischen der Hauptstadt und der Küste nahezu erreicht.

Vermißte Labradorexpeditionen. In Amerika hegt man große Befürchtungen über die Sicherheit der Forschungs Expeditionen in Labrador, die von Dillon Wallace und Mrs. Leonardas Hubbard geleitet werden und die sich seit Ende Juni 1906 im Inneren der Halbinsel befinden. Von Mrs. Hubbard, deren Mann vor zwei Jahren in Labrador umkam, hat man nichts wieder gehört, seit sie mit ihren drei Gefährten aufbrach. Wallace hat nur einen Gefährten bei sich, da er den Rest seiner Gesellschaft am 4. September zurückschickte, weil ihm die Nahrungsmittel knapp wurden. Man befürchtet an der Küste, daß sowohl Mr. Wallace wie Mrs. Hubbard umkommen werden, weil es nur wenig Wild gibt und der Winter schon sehr vorgeschritten ist.

Das Verschwinden des Alligators. Wie der Bison, so verschwindet auch der Alligator in Nordamerika. Er wird getötet, weil man seine Haut zu allerhand Schmuckgegenständen, besonders Futternägen, verarbeitet, und zwar in solchem Umfange, daß es heute nur noch etwa 2 Prozent von der vor 25 Jahren vorhandenen Zahl gibt. In dieser Zeit sind in Florida $2\frac{1}{2}$ Millionen ausgerottet worden.

Polargegenden und Ozeane.

Neue Nordpolarexpedition. Eine Polarexpedition in neuer Richtung steht bevor. Der erst 28 Jahre alte dänische Kapitän Mikkelsen will mit wenigen Gefährten, dem amerikanischen Geologen Lessingwell, einem jungen dänischen Artisten Ditlevsen und einem jungen dänischen Gelehrten die Region westlich von Banksland nach etwa dort vorhandenem neuen Land erforschen. Er weist auf die Ansichten des Sir Clements Markham und Kapitän Osborn hin, daß die Eskimos, welche einst am Lancaster-Sund und an der Barrowstraße gewohnt haben, über unentdeckte Inseln von der sibirischen Küste gekommen sein mögen. Aus einem Vortrage des Kapitän Osborn ginge ferner hervor, daß das Eis nördlich der

Alaskaküste von so abnormer Dicke sei, daß man annehmen könne, es sei kein Ausfluß vorhanden. Sodann teile sich der Strom von der Beringstraße und laufe in östlicher, wie in westlicher Richtung. Endlich deuteten Ebbe- und Flutverhältnisse auf das Vorhandensein von Land. Kapitän Mickelson will nun anfangs April 1906 von Edmonton über Land nach dem Athabasca reisen, auf welchem ein Boot in Bereitschaft liegen soll, um die Forscher auf dem Athabasca, dem Klavenflusse und dem Mackenzie nach dem Meere zu bringen. Mit Walfischfahrern will man nach Kap Bathurst und von da nach Banksland gehen, um dort, möglichst nahe bei Kap Kelleet, ein Depot zu gründen. Ein Teil wird dann sogleich noch weiter gehen und ein Depot am Kap Prinz Alfred anlegen. Dann wird der Winter in Lager bei Kap Kelleet verbracht. Im Frühjahr 1907 wird die Expedition nach Kap Prinz Albert rücken, und von da soll dann durch Kapitän Mickelson und Herrn Doffingwell der endgiltige Vorstoß im März beginnen. Man will mit drei Hundeschlitten in einer westnordwestlichen Richtung bis etwa zu 76° nördl. Br. und 147° westl. L. vordringen, um auf dieser Route das neue Land festzulegen. Von dort soll dann die Fahrt wieder nach der Küste des Kontinents gehen, um sie bis Ende Juni in der Nähe der Cambdenbai zu erreichen. Hierher wird der übrige Teil der Expedition über Kap Bathurst an der Bai entlang ebenfalls vorgebracht sein, um die Zurückkehrenden aufzunehmen. Man will dann mit allerlei Forschungen über geologische, zoologische und ethnologische Fragen, wie mit Vermessungen die Zeit bis zum September verbringen, um schließlich mit einem der südwärts laufenden Walfischfahrer nach San Francisco zu kommen.

Die Nordpolexpedition Amundsen. Das Kopenhagener Blatt „Politiken“ veröffentlichte ein Telegramm des Nordpolfahrers Amundsen aus Eagle in Alaska vom 10. Dezember 1905, aus welchem unter anderem hervorgeht, daß der dänische Leutnant Hansen im Frühjahr 1905 eine große Inselgruppe kartographiert hat, welche zwischen King Williams-Land und Vittoria-Land liegt und aus mehr als hundert Inseln besteht. Die Inselgruppe erstreckt sich von 69° 10' bis 68° 30' nördl. Br. und von 99° 30' bis 101° 10' westl. L. Das Wasser zwischen den Inseln ist von Untiefen und Bänken erfüllt. Leutnant Hansen hat ferner um die Mitte des Frühjahrs 1905 die Ostküste von Vittoria-Land, bis 72° 10' nördl. Br. vermessen. Die Expedition verließ am 13. August 1905 ihren Überwinterungsplatz und erreichte am 2. September Kap Sabine, wurde aber zwei Tage später bei King Point durch Eis aufgehalten und überwintert dort nun zum drittenmale.

Grönlandreise Nylius Grichsens. Der dänische Polarforscher Nylius Grichsen hielt vor kurzem in Kopenhagen einen Vortrag über seine geplante Expedition nach der Nordostküste von Grönland, in welchem er ausführte, daß die Expedition, die spätestens Mitte Juni 1906 auf dem Schiffe „Danmark“ aufbrechen werde, aus 21 Mitgliedern bestehe, unter denen sich ein Arzt, ein Zoologe, ein Botaniker, ein Biologe und ein Maler befinden würden. Außerdem würden 70 Schlittenhunde und einige Motorboote mitgenommen. Bei dem 75. Breitengrad soll ein Hafen angelaufen werden, von wo im März 1907 12 Mann eine Schlittenexpedition nach Norden unternehmen sollen. Sie werden im Juli desselben Jahres auf das Schiff zurückkehren. Die Expedition gibt sich dann südwärts und wird unter dem 73. Breitengrad überwintern. Wenn sie den Franz Joseph-Fjord erreicht hat, sollen 12 Mann eine Wanderung über das grönländische Inlandeis unternehmen. Im Sommer 1908 wird die Expedition zurückgekehrt sein.

Verschiedenes.

Das Jubiläum des Dampfschiffes. Zur Jahrhundertfeier der Fahrt von Robert Fulton's erstem Dampfboot auf dem Hudsonfluß, die im Oktober des Jahres 1807 stattfand, ist ein besonderer Ausschuß gebildet worden. Von dieser Stelle aus ist jetzt vorgeschlagen worden, zum Gedächtnis Fultons im Battery Park, auf der Spitze der Halbinsel Manhattan, die die Einfahrt in den Hudson einerseits und den East River anderseits trennt, einen Triumphbogen zu errichten. Außerdem soll ein Marinemuseum gegründet werden nach dem Vorbild des Hauptstädtischen Kunstmuseums und des Amerikanischen Museums für Naturgeschichte in New-York.

Geographische und verwandte Vereine.

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Zu Ehren ihres am 6. Oktober 1905 verchiedenen Vorsitzenden, des Geheimen Regierungsrates Professor Dr. Ferdinand Freiherrn v. Richthofen, veranstaltete die Gesellschaft am 29. Oktober eine würdige Gedächtnisfeier. Bei derselben würdigte der stellvertretende Vorsitzende Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Hellmann die Verdienste des Verewigten um die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, während Professor Dr. Erich von Drygalski in gehaltvoller Gedächtnisrede den Lebenslauf F. v. Richthofens entwarf und seine wissenschaftliche Bedeutung kennzeichnete. In der allgemeinen Sitzung der Gesellschaft vom 4. November 1905 fand die Wahl des Vorstandes für das Jahr 1906 statt, welche folgendes Ergebnis hatte: Vorsitzender Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Hellmann, stellvertretende Vorsitzende Professor Dr. E. v. Drygalski und Geh. Hofrat Professor Dr. Baehler, Schriftführer Oberleutnant a. D. Frobenius und Privatdozent Dr. Diels. Generalsekretär und Bibliothekar verbleibt, als nicht der Wahl unterworfen, Hauptmann a. D. Georg Kollm. Danach hielt der Geh. Medizinalrat Professor Dr. G. Frisch einen von Lichtbildern begleiteten Vortrag: „Ein Blick auf unsere östlichen Kolonien“. Am 20. November fand in der Fachsitzung ein Vortrag des Professors Dr. Galle aus Potsdam über „Neuere Arbeiten auf dem Gebiete der Erdmessung“ statt.

Königliche Schottische Geographische Gesellschaft. Die Royal Scottish Geographical Society hielt am 10. November 1905 in Edinburg unter dem Vorstehe ihres Präsidenten Professor James Geikie die Jahresversammlung ab. Am Schlusse des 21. Vereinsjahres 1903/4 zählte die Gesellschaft 1790 ordentliche und 269 lebenslängliche Mitglieder. An Stelle des geschiedenen Sir John Murray war in diesem Jahre Professor Geikie zum Präsidenten, an Stelle des Leutnants E. H. Shackleton der Major W. Lachlan Forbes zum Sekretär und Schatzmeister gewählt worden. Die Einnahmen in dem genannten Jahre beliefen sich auf 4317 Pfd. Sterl. Es wurden 35 ordentliche Versammlungen gehalten, 10 in Edinburg, 11 in Glasgow, 7 in Dundee und 7 in Aberdeen, in welchen zahlreiche beachtenswerte Vorträge stattfanden. Im Jahre 1904 wurde die Goldene Medaille der Gesellschaft an W. S. Bruce für die Schottische nationale Südpolexpedition der „Scotia“ verliehen; die Livingstone-Goldmedaille dem Kapitän N. F. Scott als Kommandanten der schottischen Südpolexpedition; die Silberne Medaille der Gesellschaft dem Kapitän der „Scotia“ Thomas Robertson; die Bronze-Medaille der Gesellschaft den wissenschaftlichen Mitgliedern derselben Expedition: Dr. W. Wilton, R. N. Rudmose Brown, Dr. J. G. Harvey Pirie, W. A. Cuthbertson und Mastair Ross.

Vom Büchertisch.

Dänemarks Natur und Volk. Eine geographische Monographie von Dr. G. Löffler, Professor der Geographie an der Universität in Kopenhagen. Kopenhagen 1905. Lehmann und Stages Verlag. (VIII, 120 S.) 2 Mark 80 Pfennige.

Der im Norden rühmlichst bekannte Kopenhagener Universitätsprofessor Dr. G. Löffler hat neuerdings eine Lücke in der Literatur ausgefüllt, indem er eine vorzügliche geographische Monographie in deutscher Sprache herausgegeben hat. Das Ziel des Buches ist die Kenntniss von Dänemark, die im Ausland gering genug, teilweise ganz unrichtig ist, zu verbessern. Und ein gutes Mittel, um dies zu erreichen, ist die übersichtliche und klare Behandlung, die der Verfasser unter Benutzung einer Weltsprache seinem Vaterlande widmet. Auch der Stil, der streng wissenschaftlich, zugleich aber auch lebhaft, oft glänzend elegant ist und unmittelbar anmutig auf den Leser wirkt, trägt hierzu bei. Nachdem Küstenbildung, Oberflächengestalt, geologischer Aufbau usw. behandelt worden sind, wird man zur Schilderung der Bevölkerung und der topographischen Verhältnisse geführt. Der Verfasser hat hierzu einen kleinen historischen Abschnitt beigelegt, worin eine kurze Übersicht der dänischen Geschichte gegeben wird. Die ganze Monographie gewinnt ganz sicher dadurch, wird mehr abgerundet und deswegen besser imstande sein ihre Aufgabe zu erfüllen, im Ausland einen „sympathischen Eindruck von der Natur und der Bevölkerung Dänemarks zu vermitteln“. Auch von den zur dänischen Monarchie gehörigen Inseln Färöer und Island

ist eine klare und ansprechende Schilderung gegeben, die gewiß dem Buche viele Freunde verschaffen wird, und ein literarischer Begleiter als Anhang wird besonders den Lesern willkommen sein, die sich in Einzelheiten vertiefen wollen. Von Seite des Lesers ist das Buch vornehm ausgestattet. Viele Illustrationen und Karten (vom Verfasser gezeichnet) beleben den Text. Unter diesen letzteren ist besonders die S. 89 nach Thoroddsens zu wenig gefalteter geologischer Karte von Island wiederzugebene hervorzuheben.

Oberlehrer Alb. Stodmarr, Kopenhagen.

Kamerun und die Deutsche Tsdsee-Eisenbahn. Von Karl René. Mit 37 Textbildern und 32 Tafeln, sowie mit 3 Karten. Berlin 1905. G. S. Mittler & Sohn. 6 Mark 50 Pfennige.

Nachdem der deutsche Reichstag im verfloffenen Sommer den Kolonien in Ostafrika und Togo je eine Eisenbahn bewilligt hat, wagte sich nun auch Kamerun hervor und fordert die längst im Stillen vorbereitete Erschließungsbahn. Das dem Reichsrat und der Öffentlichkeit zur Beurteilung zur Verfügung stehende reiche Material ist in vorliegendem Buche von dem geistigen Urheber des Unternehmens und Gründer des Eisenbahnindicates auf Grund seiner eigenen durch langjährige Reisen und Studien gewonnenen Erfahrungen und unter Mitwirkung der hervorragendsten Kenner der in Frage kommenden Gebiete und Zuhilfenahme der vorhandenen Literatur gewissenhaft bearbeitet, so daß es ein zuverlässiges Bild von dem derzeitigen Zustande der Kolonie und den Aussichten des Bahnunternehmens zu bieten vermag. Die Einleitung faßt die Vorgeschichte des Unternehmens zusammen und begründet seine Notwendigkeit und die Idee der einstigen Verlängerung der zunächst geplanten Bahn bis Adamana und weiter zum Tsdsee. Die folgenden Kapitel behandeln in klarer Form die Erforschungsgeschichte, die Geographie und die Ethnographie Kameruns und ihre Beziehungen zur politischen und wirtschaftlichen Erschließung des Gebietes. Besonders interessant sind die von intimer Kenntnis der islamitischen Welt und scharfer Beobachtungsgabe zeugenden Gedanken des Verfassers über die Nugharmachung der panislamitischen Bestrebungen für die wirtschaftliche Erschließung der reichen, von einer intelligenten betriebenen Mohammedanerbevölkerung bewohnten, dem Deutschen Reich bis jetzt nur nominell gehörenden Gebiete. Eine Fülle statistischen Materials über die wirtschaftlichen Verhältnisse Kameruns, ferner eine gedrängte Darstellung der in Afrika bereits vorhandenen Eisenbahnen und daranknüpfte vergleichende Rentabilitätsberechnungen vervollständigen den aus dem Buch gewonnenen Eindruck, daß der Bau einer Bahn in Kamerun durchaus gerechtfertigt ist. Zu erwähnen sind eine Reihe guter charakteristischer Bilder und drei scharfe übersichtliche Kartenbeilagen. Rudolf Wagner, Berlin.

Statistisches Jahrbuch der autonomen Landesverwaltung in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern. Herausgegeben durch die k. f. statistische Zentralkommission auf Grund der von den Ländern gelieferten statistischen Tabellen und Materialien. IV. Jahrgang. Wien 1904. Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei. (XCII, 897 S.) 20 K.

Ein reiches Material ist systematisch geordnet im IV. Jahrgange des „Statistischen Jahrbuches der autonomen Landesverwaltung“ aufgespeichert. Bedauerlich ist nur, daß, wie es bei allen statistischen Zusammenstellungen, welche aus verschiedenen Ländern ihren Stoff schöpfen, dieser weder einheitlich gleichmäßig, noch entsprechend vollständig geliefert wird, was in vorliegendem Falle sich freilich daraus erklärt, daß Mittel und Arbeitskräfte einzelner Länder für die Beiträge nicht ausreichen. Voran geht eine sehr eingehende und interessante Arbeit über die Landtagswahlen 1901/2 von Dr. R. Fuhrmann, welche ein nahezu erschöpfendes Bild dieser Wahlen liefert. Den Inhalt des eigentlichen Jahrbuches bilden detaillierte Tabellen über die Organe der autonomen Verwaltungskörper, über Polizei (Schubwesen, Naturalverpflegungsstationen, Zwangsarbeits- und Besserungsanstalten), über Sanitätspflege, Humanitätsanstalten und Veterinärwesen, über Stiftungen, über volkswirtschaftliche Verhältnisse (Wasserbauten, landwirtschaftliche Genossenschaften, Verkehrswesen, Kreditwesen), über die Landtagswahlen in Tirol 1901/2, endlich über Finanzen 1900 (Landeshaushalt, Finanzen der Bezirksvertretungen, Bezirksstraßenfonds, Finanzen der Ortsgemeinden). Material für diese Tabellen haben hauptsächlich die Länder Niederösterreich, Oberösterreich, Kärnten, Mähren und Schlesien, zum Teil auch Steiermark, Böhmen und Galizien, dann bezüglich der Landtagswahlen Tirol (s. o.) geliefert; alle anderen Kronländer erdienen überhaupt nicht. Doch ist zu hoffen, daß diese nach und nach ebenfalls an der Herstellung des Jahrbuches sich beteiligen werden.

Handbuch der geographischen Ortsbestimmung für Geographen und Forschungsreisende von Dr. Adolf Marcuse, Privatdozent an der Universität Berlin. Mit 54 in den Text eingedruckten Abbildungen und 2 Sternkarten. Braunschweig 1905. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. (X, 342 S.) 10 Mark, gebdn. 12 Mark.

Der für die genaue Orientierung und kartographische Fixierung unentbehrlichen geographischen Ortsbestimmung ist das vorliegende Handbuch gewidmet und in erster Linie für Geographen und Forschungsreisende, dann aber auch für Studierende und Lehrer der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, endlich für Luftschiffer bestimmt und seiner Aufgabe zu dienen in hohem Grade geeignet. Sein Inhalt zerfällt in vier Teile. Im ersten werden die Grundbegriffe der astronomischen Geographie entwickelt, dann die rechnerischen Hilfsmittel zur geographischen Ortsbestimmung vorgeführt, während der dritte Teil die instrumentellen Hilfsmittel zur geographischen Ortsbestimmung, zeitmessende und winkelmessende Instrumente, beschreibt und ihre Anwendung erläutert. So zeigt sich schon hier die Absicht des Verfassers, nicht bloß theoretische, sondern auch praktische Zwecke zu verfolgen. Erst im vierten Teile kommt er auf sein eigentliches Thema, die Methoden zur geographischen Ortsbestimmung, indem er gesondert die Zeit-, Breiten-, Längen- und Azimutbestimmungen bespricht und zu besserem Verständnisse vollständige Beispiele für derartige geographisch-astronomische Ermittlungen beibringt. Ein Anhang behandelt noch einige besondere Probleme geographischer Ortsbestimmung, darunter die ganz neue Art der astronomischen Orientierung im Luftballon. Auch hier fehlen natürlich Beispiele nicht. Im ganzen Buche findet man das Bestreben, den neuesten Methoden und Instrumenten, soweit sie sich bewähren, gerecht zu werden, sowie das volle Verständnis des Lesers auch der schwierigen Dinge zu erreichen.

Aus Busch und Steppe. Afrikanische Expeditionsgeschichten von Adolf v. Tiedemann n. Mit 57 Textillustrationen von R. Hellgrewe. Berlin 1905. Winkelman & Söhne. (VIII, 251 S.) 3 Mark, gebdn. 4 Mark.

Frisch, humoristisch, angenehm lesbar schildert der ehemalige Generalstabsoffizier v. Tiedemann, welcher 1889/90 als einziger weißer Begleiter des Dr. Karl Peters die deutsche Emin Pascha-Expedition mitgemacht hat, etliche seiner afrikanischen Erlebnisse, welche Krieg und Frieden, Jagd und einheimisches Volksleben zum Gegenstande haben. An diesen Dingen haben die 15 Jahre, die seither vergangen sind, wohl nichts geändert, so daß die lebendigen Schilderungen noch immer zutreffen. Hübsche Bilder hat Hellgrenes Stift für das Buch geliefert.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Mitteilungen des k. u. k. Militär-geographischen Institutes. Herausgegeben auf Befehl des k. u. k. Reichskriegsministeriums. XXIV. Band 1904. Mit 7 Tafeln. Wien 1903. Verlag des k. u. k. Militär-geographischen Institutes. In Kommission der k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung R. Lehner (Wilh. Müller) in Wien und der Hofbuchhandlung Karl Grill in Budapest.

Quellenbuch für den Geschichtsunterricht an österreichischen Mittelschulen und verwandten Lehranstalten. Ein zu allen Lehrbüchern der Geschichte passendes Hilfsbuch. Zusammengestellt von Professor Dr. Oskar v. Grash. Wien und Leipzig 1905. Verlag von A. Pichlers Witve & Sohn. Gebdn. 3 K 60 h.

Dorfboten-Kalender für das Jahr 1906. Budweis 1906. Verlagsanstalt „Moldavia“.

Aus Spanien und Portugal. Reisebriefe von L. Passarge. Zweite neu durchgesehene Auflage. Zwei Bände. Leipzig. Verlag von B. Gischer Nachfolger. 8 Mark, gebdn. 10 Mark.

Kleine Heimatkunde von Böhmen nach Landchaftsgebieten. Für die häusliche Wiederholung bearbeitet von D. Porsch, Bürgerichullehrer in Prag. Zweite Auflage. Prag 1905. Gustav Neugebauer, k. u. k. Hofbuchhändler. 40 h.

Die Befiedelung des deutschen Volksbodens von Ernst Haffe. (Deutsche Politik. Erster Band: Heimatpolitik. Zweites Heft.) München 1905. J. F. Lehmanns Verlag. 3 Mark, gebdn. 4 Mark.

Schluß der Redaktion: 18. Dezember 1905.

Herausgeber: A. Hartleben's Verlag in Wien.

Verantwortlicher Redakteur: Eugen Marx in Wien.

k. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



WEST-NEU-GUINEA
nach J. W. van Hille.

Masstab 1 : 2 000 000.
Kilometer.